

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

113 | 114

*Frühjahr 2016
Euro 11,80*

menschlich

Flüchtlinge im Saarland

ärgerlich

Der Umgang mit Röders NS-Vergangenheit

widerlich

Saarländische Neonazis im Internet

brüderlich

André Malraux und das Elsass

Galerie

Peter Strickmann

Fotografie

Stefanie Zofia Schulz

Literatur

Arnfrid Astel, Jörg W. Gronius,
Yvonne Lachmann, Ralph Schock

Rezensionen



saarbrücker hefte Nr. 113 | 114, Frühjahr 2016

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Bernhard Dahm, Jörg W. Gronius, Bernd Nixdorf, Dietmar Schmitz,
Herbert Temmes (v.i.S.d.P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 10 26 16, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, e-mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

Herstellung:

Blattlaus GmbH, Saarbrücken

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 11,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Blattlausverlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken oder
bestellung@blattlausverlag.de

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an info@saarbruecker-hefte.de.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Konstantin Ames, Arnfrid Astel, Georg Bense, Roland Bernd, Julian Bernstein, Soja Bujorova,
Wilfried Busemann, Harald Glaser, Jörg W. Gronius, Michael Groß, Yvonne Lachmann,
Mohsen Ramazani-Moghaddam, Stefan Ripplinger, Ekkehart Schmidt, Ralph Schock,
Antoine Voisine, Nicholas John Williams

Abbildungen:

Sofern bei den Abbildungen nicht anders angegeben, stammen alle Bilder dieser Ausgabe
von der Fotografin Stefanie Zofia Schulz.

Titelabbildung:

Stefanie Zofia Schulz

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-945996-07-2

Für freundliche Unterstützung danken wir der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt
Saarbrücken, Saarland Sportfoto GmbH und unseren Werbepartnern

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

113 | 114

Inhalt

Editorial	5	Angela Miracle und andere unbequeme Wahrheiten
Flüchtlinge	7	<i>Ekkehart Schmidt</i> Angela Miracle, der kleine Taha und die Angst vor dem Kontrollverlust
Saarländische Zustände	20	<i>Michael Groß</i> Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit im Internet
	28	<i>Nicholas Williams</i> Ein Archivar auf rechten Pfaden Der Germanist Günter Scholdt macht sich die Welt, wie sie ihm gefällt
	36	<i>Julian Bernstein</i> Moralisch im Reinen Der Historiker Heinrich Küppers verharmlost in einer Biografie die NS-Vergangenheit Franz Josef Röders
Fenster nach Frankreich	44	<i>Stefan Ripplinger</i> Der metaphysische Elsässer André Malraux, der Widerstand im Elsaß und ein Film von Jean-Marie Straub
	53	<i>Antoine Voisine</i> Saarbrücken aus der Sicht eines Nantenser »Butterkeks«
	56	<i>Hans Emmerling</i> Weites Land
Fenster nach Persien	62	<i>Mohsen Ramazani-Moghaddam</i> Ein Kind
Galerie	65	<i>Peter Strickmann</i> Präparierte Brunnen

- Literatur** 72 *Arnfrid Astel*
Ein Requiem für Tanja Gräff
- 73 *Ralph Schock*
Nestelknappe
- 77 *Yvonne Lachmann*
Bündel
- 84 *Jörg W. Gronius*
Der Dirigent
- Erinnerung** 85 *Soja Bojurova*
Der Osten trifft auf den Westen
Über das künstlerische Werk von Aloys Ohlmann (1938-2013)
- 89 *Georg Bense*
Fragen Sie Oberhauser!
Erinnerungen an eine saarländische Ikone
- Gewerkschafts-
geschichte** 92 *Harald Glaser*
Die Erinnerung an die Saarabstimmung 1935 und ihre Auswirkungen
auf die Gewerkschaftspolitik im »autonomen« Saarland (1945-55)
- Rezensionen** 107 Marcel Ophüls, *Meines Vaters Sohn (Georg Bense)*
- 109 Thomas Kling, *Die gebrannte Performance (Konstantin Ames)*
- 110 Ralph Schock, »Cher Georges« – »Cher Eugen«. Die Korrespondenz zwischen Eugen Helmlé und Georges Perce. (*Georg Bense*)
- 113 Carolina Römer,
Die irische Meerjungfrau
Greed Castl
Das Labyrinth des Malers (*Lutz Hahn*)
- 116 Frank Hirsch, Die Einheitsgewerkschaft im Saarstaat 1945 - 1955/57. Demokratisierungsbeitrag, Krisenerfahrung und Sozialkonflikt (*Wilfried Busemann*)
- 120 Kristina Scherer (Text)/Frank Siegwarth (Fotos), 111 Geschäfte in der Region Saar-Lor-Lux, die man erlebt haben muss. (*Roland Bernd*)

Angela Miracle und andere unbequeme Wahrheiten

Erleben wir gerade den Anfang vom Ende unserer schönen Vision eines geeinten Europa? Erleben wir gerade, wie das Projekt Europa mit offenen Grenzen, mit einer Werte-, Wirtschafts- und politischen Gemeinschaft krachend gegen die Wand fährt? Erleben wir gerade, wie alles, was die Europäer seit dem Zweiten Weltkrieg mühsam aufgebaut haben und was gerade wir Saarländer als überzeugte Europäer besonders schätzen, unter den Herausforderungen des Flüchtlingsproblems zusammenbricht?

Auch der »Aufmacherbeitrag« der neuen Ausgabe der *Saarbrücker Hefte*, liebe Leserinnen und Leser, beschäftigt sich mit diesem zur Zeit alles überlagernden Thema: den Flüchtlingen. In seinem Artikel mit der schönen Überschrift »Angela Miracle« zeigt sich unser Autor Ekkehart Schmidt nicht nur als sachkundiger und nachdenklicher Kommentator. Als praktischer Helfer vor Ort weiß er auch, wie es im Alltag der Flüchtlinge aussieht. Ergänzt wird Schmidts Beitrag von Bildern der Fotografin Stefanie Zofia Schulz. Sie hat ein Jahr lang den Alltag der Flüchtlinge in der Landesaufnahmestelle Lebach beobachtet. In einer Bilderstrecke, die sich durch das ganze Heft zieht, zeigen wir, was sie dort gesehen hat.

Mit Politik hat auch der Beitrag von Julian Bernstein eine Menge zu tun. Unter der Überschrift »Moralisch im Reinen« hat sich unser Redaktionskollege noch einmal über die Biografie Franz Josef Röders gebeugt. Sein Befund: Die NS-Vergangenheit des langjährigen saarländischen Ministerpräsidenten wird immer noch verharmlost und schöngeredet.

Dass wir uns in den *Saarbrücker Heften* gerne und ausgiebig mit unseren französischen Nachbarn beschäftigen, sind Sie, liebe Leserinnen und Leser, ja schon gewohnt. Auch in dieser Ausgabe finden Sie einen ausführlichen Frankreichblock. Stefan Ripplinger berichtet über den Zweiten Weltkrieg im Elsaß und die Rolle der Résistance damals. Es geht um André Malraux, den französischen Autor und Politiker, es geht aber auch um den Filmemacher Jean Marie Straub, dessen Film »L'aquarium et la Nation« aus dem Jahre 2015 auf Themen und Texten von André Malraux basiert. Hans Emmerling, unser Elsaß- und Lothringen-Versteher, nimmt uns mit zu einer weiteren Entdeckungstour durch das Elsaß und durch Lothringen. »Es gibt Orte, die die Seele aus ihrer Lethargie befreien«, hat Maurice Barrès, der französische Autor, einmal gesagt. Emmerling hat immer wieder solche Orte entdeckt. Auch diesmal ist er fündig geworden. Außerdem lassen wir Antoine Voisine zu Wort kommen. Er studiert in Saarbrücken und schildert in seinem Beitrag »Nanteser Butterkeks« die Eindrücke eines Nantesers in Saarbrücken und dem Saarland.

Natürlich ist im neuen Heft die Literatur auch wieder ausgiebig vertreten. Ralph Schock, Literatur-Redakteur beim Saarländischen Rundfunk, erinnert sich in einer kleinen Geschichtensammlung an seine saarländische Kindheit zwischen französischen »Crèmeschnittchen« und aus dem »Reich« ge-

schmuggeltem Bohnenkaffee. Mohsen Ramazani Moghaddam, der legendäre Kneipenwirt aus dem Saarbrücker Szene-Treff Bingert, erzählt uns eine Geschichte aus seiner persischen Heimat und Jörg W. Gronius, Saarbrücker Autor, hat eine Hommage an den polnisch-amerikanischen Dirigenten Stanislaw Skrowaczewski, der vor wenigen Wochen in der Saarbrücker Kongreßhalle ein außergewöhnliches Konzert dirigierte, geschrieben. Außerdem drucken wir Gedichte von Yvonne Lachmann und Arnfrid Astel.

Die Galerie, unser regelmäßiger Platz für die Bildende Kunst, gehört diesmal dem Saarbrücker Aktionskünstler Peter Strickmann. Mit seiner Kamera und »spontanen Manövern«, wie er es nennt, hat er sich mit den Saarbrücker Brunnen beschäftigt.

Zum Schluß noch ein Wort in eigener Sache: Ab diesem Heft kümmert sich der Blattlaus Verlag und Druckerei in Saarbrücken um Layout, Druck und Vertrieb der *Saarbrücker Hefte*. Der Verein Saarbrücker Hefte und die Redaktion erhoffen sich von dieser Konzentration von Layout, Druck und Vertrieb in einer Hand eine Vereinfachung der Arbeitsabläufe, mehr Effizienz und neuen Schwung für die Arbeit. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit dem neuen Partner!

Gleichzeitig möchten wir aber auch dem Pfau Verlag Saarbrücken bzw. Friedberg/Taunus und der Druckerei Steinmeier aus Deinigen ganz herzlich danken. Seit dem Jahr 2000 waren sie für Layout, Druck und Vertrieb zuständig. Insbesondere mit Sigrid Konrad vom Pfau-Verlag haben wir all die Jahre vertrauensvoll und freundschaftlich zusammengearbeitet.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, viel Spaß mit der neuen Ausgabe der *Saarbrücker Hefte*.

Dietmar Schmitz



Angela Miracle, der kleine Taha und die Angst vor dem Kontrollverlust

Von Ekkehart Schmidt

Die Flüchtlingskrise überragt seit August 2015 alle anderen politischen Themen. Anfang und Ende des deutschen Sommerwunders waren vor allem von Gefühlen bestimmt. Mitleid und Großzügigkeit der Bevölkerung haben trotz manchen Mißmuts die Politik mitgerissen. Endlich sind wir die Guten! Doch dann ließen Terror und sexuelle Gewalt die Stimmung umschlagen. Zeit zum Nachdenken, auch über den humanitären Zeitgeist, der ein empfindlich-flüchtiges Wesen zu sein scheint und über sozialpsychologische Spannungen, die das Land polarisieren und zu zerreißen drohen. Ein Versuch, sich einer Antwort auf die Frage zu nähern, was im letzten halben Jahr eigentlich genau passiert ist.

»Es ist ein seltsames Wunder und grenzt ans Unglaubliche, was mit diesem Land geschah«, sagte der Theater-Intendant Claus Peymann zum Jahresende. Als rührend empfand er »das offene Herz Angela Merkels in dieser kalten Zeit« und ergänzt¹: »Womöglich hat sie ihren eigenen Untergang inszeniert.« Es sei mit Blick auf die EU-Partner eine Ironie der Geschichte, »daß die Deutschen nun gehaßt werden, weil sie etwas Gutes tun, während sie früher gehaßt wurden, weil sie Fürchterliches taten.«

Das Ausmaß an solidarischem Miteinander, das offenerherzige Menschen hierzulande seit September mit den Geflüchteten verbunden hat, wäre tatsächlich noch wenige Monate zuvor überhaupt nicht denkbar, geschweige denn für möglich gehalten worden. Jedenfalls für Menschen, die sich wie der Autor seit dem Asylkompromiß von 1993 mit Migrationsfragen beschäftigen. Damals war das deutsche Asylrecht in Kombination mit EU-Drittstaatenregelung und Dublin-Abkommen de facto abgeschafft worden. Nur einer winzigen Minderheit der weltweiten Migranten gelang es seitdem überhaupt, nach Europa zu kommen – vor allem über Lampedusa. Das war in einem stillen, gemeinsamen Einverständnis auch im Sinne der Deutschen.

Insofern waren die Ereignisse im September 2015 auch oder gerade für Kenner der Thematik höchst irritierend. Diese völlig überraschende Welle guten Willens ent-

wickelte eine entwaffnende Macht, die in einem wahrhaft historischen Augenblick eine Eigendynamik entwickelte, die wochenlang anhielt. Angesichts der heutigen ungarischen Politik ist zu betonen, daß diese Welle durch ehrenamtliche Helfer in Budapest begonnen hatte. Sie setzte sich in München und Wien fort und zog nach dem Sommer wie ein Lauffeuer der Euphorie nicht nur durch deutsche Kommunen, sondern auch durch zahlreiche andere Länder Europas. In Deutschland wurde die Hilfsbereitschaft und Verbrüderung der Helfer mit den Geflüchteten in München zur Urszene der »Willkommenskultur«. Hunderttausende Menschen helfen seitdem mit Geld, Zeit, Wohnraum und Knowhow.

»Getragen von Mitgefühl und Hilfsbereitschaft ist es gelungen, ein authentisches Zeichen gegen Gewalt und Rassismus zu setzen und zugleich deutlich zu machen, daß Globalisierung keine Einbahnstraße sein darf«, so Thomas Gebauer von Medico International. Er fordert weiter, was vielen Helfern vielleicht nur unbewußt ein Anliegen war: »Anerkennung und weltweite Bewegungsfreiheit, wie wir sie für uns in Anspruch nehmen, müssen auch für die Menschen im globalen Süden gelten.«² Auch für Warner und Skeptiker war dies höchst erfreulich, hatte die EU doch, was den Umgang mit Geflüchteten angeht, ein wahrlich häßliches Bild abgegeben.



Frontex-Festung Europa

Von einer gescheiterten oder verfehlten Einwanderungspolitik der EU zu sprechen, übersieht, daß es eine solche gar nicht gab, sondern nur eine Abschreckungs- und Abschottungspolitik. Man verteuflte die Schleuser und half nur den Menschen, die unter Lebensgefahr die Einreise geschafft hatten. Die seit einem Jahrzehnt aktive Frontex-Agentur, die eigentlich EU-Armada heißen müßte, »fängt Boote weit vor den eigenen Hoheitsgewässern ab, ohne zu prüfen, ob sich an Bord Menschen befinden, die ein Anrecht auf Asyl haben, und zwingt sie zur Rückkehr«, schrieb Navid Kermani nach einem Besuch auf Lampedusa 2008.³

Amnesty International kritisierte im November, daß sich die EU vor allem auf Grenzschutz konzentriert habe. Dadurch sei nur erreicht worden, daß Kriegsflüchtlinge gefährlichere Routen wählten, um in Sicherheit zu gelangen. Solange sie keine Alternative zum Meer hätten, würden sie weiter vor Europas Küsten sterben. Die komplizierten und anstrengenden Reisen erhöhten obendrein die Abhängigkeit von Menschenschmugglern. Staaten hätten natürlich das Recht, ihre Grenzen zu kontrollieren, aber es müsse im Einklang mit internationalen Verpflichtungen in Sachen Menschenrechte pas-

sieren. Eine reguläre Grenzüberschreitung sei aber für viele nicht mehr möglich. Manche Länder seien einfach zufrieden, solange bestimmte Staaten an den Außengrenzen Flüchtlinge und andere Migranten abhielten, ohne die dabei eingesetzten Methoden in Frage zu stellen.

Amnesty forderte, stattdessen für sichere Routen zu sorgen und die Möglichkeiten legaler Einreise zu erhöhen. Vielen Deutschen ist bis heute nicht bewußt, daß man nur als Spätaussiedler oder jüdischer Kontingentflüchtling aus Rußland, zwecks Familienzusammenführung mit dem Ehepartner, als Geschäftsreisender, Tourist oder als Student mit Stipendium aus einem Land außerhalb der EU (sog. »Drittstaat«) legal einreisen konnte. Es gibt keine Möglichkeit für »Drittstaatenangehörige« zur Arbeitssuche einzureisen. Eine solche ist nur Managern globaler Unternehmen der Nordhalbkugel möglich. Ein Flüchtling oder Asylbewerber konnte überhaupt nicht nach Deutschland gelangen, weil er nur mit einem Visum ein Flugzeug hätte besteigen können und durch die Dublin-Verordnung gezwungen war, im ersten EU-Land zu bleiben, das er betreten hatte. Deutschland besitzt keine Grenze zu einem Drittstaat mehr. Wer es doch schaffte, mußte in das Ersteinreiseland zurückkehren oder wurde dorthin abgeschoben. Abschot-

tung und Abschreckung waren die wichtigsten Ziele politischen Handelns.

Schon Ende 2014 sah sich Roland Röder vom Saarländischen Flüchtlingsrat jedoch in seiner Überzeugung bestätigt, daß die Aufnahmebereitschaft der Saarländer (und anderer Deutscher) »viel, viel größer ist, als es die Parteipolitik bisher bereit war, zuzugeben«. Das zeigten ihm zufolge nicht nur die Fälle von Kirchenasyl, sondern auch andere zivilgesellschaftliche Aktivitäten gegen das scheinbar akzeptierte Dogma, daß »wir« keine Flucht in unsere Sozialen Sicherungssysteme wollen.⁴ Also keine Leute, die eine politische Verfolgung erfinden, um hier Asyl zu erhalten. Die Einschätzung kann ich bestätigen: Als wir im Jahr 2011/12 privat die ersten Fälle eines Kirchenasyls im Saarland seit einem Jahrzehnt betreut haben, umfaßte der Unterstützerkreis fast ein Dutzend Personen. Es war ein ganz anderes Gefühl des zivilen Ungehorsams. Die beiden jungen Afghanen sind heute gut integriert.

Im Oktober 2014 gingen in Köln und Dresden jedoch erstmals auch Leute auf die Straße, die sich »Hooligans gegen Salafisten« (HoGeSa) und »Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« (Pegida) nannten. Am 26. Oktober 2014 randalieren am Kölner Hauptbahnhof knapp 5000 Hooligans und Rechtsextremisten. Ableger beider Gruppierungen begannen im November 2014 auch im Saarland unter dem Namen Saargida und Sagesa mit anfangs mehreren hundert Personen zu demonstrieren.

Paradigmenwechsel oder Revolution?

Was bleibt zum Ende dieses epochal-historischen deutsch-syrischen Sommers, der sicher niemanden kalt gelassen hat? Vor allem ein großes Staunen über einen Paradigmenwechsel zwischen eiskalter Abschottung und warmherziger Aufnahme, der nicht von der Politik und den Institutionen ausging, sondern von der Zivilgesellschaft. Und also fast revolutionären Charakter hat.

Nur Asylbewerber, die eine konkrete Verfolgung nachweisen konnten, bekamen bis zu diesem Zeitpunkt eine Chance. Doch plötzlich interessierten diese bürokratischen Unterscheidungen nicht mehr. Von einem Tag auf den anderen war »in«,

was jahrzehntelang »out« gewesen war: »die offene Tür für hunderttausende Menschen, die eben nicht in das Schema der »Bio-Deutschen« paßten«, wunderte sich ZEIT-Heftausgeber Josef Joffe.⁵ Er betont: Nicht die Politiker, sondern die »vielen guten Bürger (Merkel)« gingen voran. Die Kanzlerin blieb wochenlang vage, um in geübter Manier die Stimmungen und Strömungen auszuloten; erst dann gab sie die Parole aus: »Wir schaffen das.«

Dieser Satz diente in einer Situation aufkommender Panik zunächst nur der Beruhigung. Er war eine Reaktion darauf, daß tausende Helfer schon Fakten schufen. Es war zu einem Umbruch, einem Wechsel der Lebenseinstellung gekommen, der grundlegende Werte betrifft: Es wurde als moralisch nicht mehr hinnehmbar erachtet, in der Flüchtlingskrise weiter nur zuzuschauen. Man wollte selber aktiv werden, wo die Politik und die zuständigen Institutionen gemäß des bisherigen Dogmas handelten und sich damit humanitär versündigten – jedenfalls bis zur Entscheidung, Dublin auszusetzen.

Man macht zu vielen Themen so seine Erfahrungen, bis sich die individuelle diesbezügliche Sicht der Dinge geformt hat. Äußerst selten wird diese derart auf den Kopf gestellt, daß man sie ernsthaft infrage stellen muß. Mir ist das jetzt mit der Frage der echten, wirklichen und tatsächlich gelebten Haltung der deutschen Mehrheitsgesellschaft zum Umgang mit Flüchtlingen passiert. Also nicht der politisch korrekten Gesinnung, wie sie in Meinungsumfragen theoretisch erfragt wird, sondern der praktischen Haltung im Sinne der existenzialistischen Philosophie: Es zählt nur, ob und was Du wirklich getan hast. »Du«, also auch ich. Der Moment, in dem das passierte, war bei mir ein früher Sonntagmorgen am Saarbrücker Hauptbahnhof, als mir ein Busfahrer klar machte, daß ich mich gerade als Schleuser betätige. »Oh!« – in diesem Moment ist mir der gesamtgesellschaftliche Sinneswandel erst richtig bewußt geworden. Was zu tun für mich selbstverständlich war, war es für einen Luxemburger keineswegs. Zwar war dieser Sinneswandel tatsächlich verblüffend plötzlich gekommen, aber man hatte sich ebenso überraschend schnell daran gewöhnt.

Ende Oktober hatten wir einer irakischen Flüchtlingsfamilie auf dem Weg nach Luxem-

burg spontan ein Übernachtungsasyl zum Wäschewaschen und Duschen geboten, haben zwei große Pizzen bestellt, die richtige Anlaufstelle in Luxemburg herausgesucht und das Paar mit ihren drei Kleinkindern am nächsten Morgen zum Expressbus gebracht. Dort angekommen, sprach ich den Fahrer, den ich als Grenzgänger seit Jahren kenne, in vertraulicher Weise an: »Moien, ich fahre heute nicht, aber ich habe hier eine irakische Flüchtlingsfamilie, die bei uns übernachtet hat, und die in Luxemburg Asyl beantragen will. Zwei Erwachsene. Die Kinder bezahlen ja nicht, oder?« – »Ähh, eigentlich darf ich das ja nicht. Das wird bei uns gerade diskutiert, daß wir Busfahrer uns eigentlich in solchen Fällen wegen Schleuserkriminalität strafbar machen!« – »Oh« reagierte ich in meiner Blauäugigkeit ertappt und mich ärgend, ihm das auch noch auf die Nase gebunden zu haben ... »Aber wenn Du das nicht weißt, kann Dir doch keiner was, so lange sie Tickets haben?« – »Naja, im Prinzip nicht. Haben sie denn ihre Ausweispapiere dabei?« – »Ja«, log ich. Und so fuhren sie, mich konsterniert und mit plötzlichen Sorgen zurück lassend. Durch meinem Mitteilungs- und Geltungsdrang habe ich ihr Ziel ernsthaft gefährdet: Wenn der Fahrer die Mitnahme verweigert hätte. Erst am 22. Dezember rief die Mutter an und beruhigte uns, daß alles gut gelaufen sei.

Wir hatten die Familie im Zug kennengelernt. Zu dem Zeitpunkt waren sie seit zwei Monaten unterwegs, blieben lange in der Türkei und sind von dort los, nachdem sie im Fernsehen »Angela Miracle« gesehen hätten, sagte die Mutter auf Englisch. Jetzt waren sie schon seit acht Tagen unterwegs. Erst per Boot zur griechischen Insel Lesbos, wobei sie ihr gesamtes Gepäck verloren, weiter auf der Balkanroute, unterwegs im Wald schlafend. 8.000 Dollar kostete das.

Nirgends auf dem Weg wurde geltendem Recht Geltung verschafft, wenn man das einmal so ausdrücken möchte. Die Familie wurde durchgewunken, auch in Deggendorf. Das gemeinsame europäische Grenzsicherungs- und Einwanderungssystem war außer Kraft gesetzt worden. Ein ziemlich einmaliger Vorgang. Was die Familie mitgemacht haben muß, wurde uns klar, als sich der kleine Taha, der jüngste der Kinder, in den ersten Minuten nach dem Einkehren von

Ruhe im Gästezimmer unserer Mietwohnung unvermittelt übergeben mußte.

So eine Flucht zerstört das bisherige Leben, ohne daß man wüßte, wie das künftige aussehen wird. Viele sind dreifach traumatisiert: durch die Geschehnisse in der Heimat und auf der Flucht, den Verlust der Heimat sowie das völlige Herausfallen aus der sozialen Rolle, dem Beruf und den Lebensgewohnheiten. Jetzt stehen sie wie Obdachlose da. Außer den Kleidern auf der Haut hatten sie nur noch einen Kinderrucksack mit Windeln und ein paar Utensilien dabei. Am Busbahnhof bedankte sich die Familie und kündigte an, uns einzuladen, wenn sie nicht mehr in einem Lager leben müßten, sondern ein eigenes Haus hätten...

Emotionaler Dambruch

Im September konnte man je nach Sichtweise eine »Hilfshysterie im Endstadium«, gespeist aus ansteckenden, glücksverheißenden »Gutmenschen-Emotionen« oder anderen eigennützigen Motiven wie der Demonstration der eigenen Selbstgerechtigkeit gegenüber dem Staat bzw. Staatenbündnis beobachten, die den moralischen Ansprüchen nicht mehr genügten. Oder schlicht die »Synchronisierung der Gefühle eines ganzen Landes«⁶ und das Erwachen einer anderen Werteordnung – Menschlichkeit, Großzügigkeit, Toleranz und Einsatz gegen Tyrannei und Opportunismus, »um zu zeigen, wie Deutschlands große Stärke genutzt werden könnte, um zu retten, anstatt zu zerstören«, so Regierungssprecher Steffen Seibert.

Um das Verhalten der Akteure zu verstehen, aber auch um den fast absurd wirkenden, aber sogar bei Bildungsbürgern kolportierten Vorwurf einer politischen Inszenierung zu widerlegen, ist eine sorgfältige Chronologie der Vorgeschichte ein erster Schritt.

In Deutschland begann das Aufwachen der Menschen mit Nachrichten über das Kentern eines Flüchtlingsbootes, bei dem im September 2014 etwa 490 Menschen ertranken, dann folgten die ersten Pegida-Demos, am 7. Januar zeigte der IS bei und mit Charlie Hebdo, daß er auch in Europa Angst und Schrecken verbreiten kann, und im April starben in wenigen Tagen 1400 Bootsflüchtlinge. Allmäh-

lich wurde das Mittelmeer – mit mindestens 3.771 Toten in 2015 und geschätzten 40.000 Toten seit 1988⁷ – zum Massengrab. Zugleich wurde klar, daß der Flüchtlingsstrom ansteigen wird. Im Mai schockierte die Eroberung von Palmyra durch den IS, und im August/September überschlugen sich die Ereignisse regelrecht: In diesen Zeitraum fällt etwa die Flucht zehntausender Jesiden vor dem IS in die irakischen Berge, der Fund des bei Wien von Schleppern abgestellten Lkws mit über 70 erstickten Flüchtlingen, die virale Verbreitung des Fotos des an der türkischen Küste angeschwemmten syrischen Jungen Aylan Kurdi – und schließlich die deutsche Grenzöffnung für 150.000 in Ungarn festsitzende Flüchtlinge.

Im Kontext einer ungeheuren Dynamik von Krisen, die ineinander fließen und Wechselwirkungen haben, handelt es sich um eine Abfolge vieler, die Öffentlichkeit schockierender Ereignisse, für deren Verarbeitung die wohlmeinenden Bürger monatelang kein Ventil fanden, bis es schließlich zu einer Art bürgergesellschaftlichem Dammbbruch kam. Ab dem 31. August bildete sich in München ein Empfangskomitee von Nothelfern, wartete auf die Flüchtlinge und half dann ab dem 5. September – als die ungarische Regierung entschied, die Flüchtlinge, die sich zu Fuß auf den Weg nach Westen gemacht hatten, ausreisen zu lassen – der

überforderten Polizei. Am 4. September hatten Berlin und Wien entschieden, die Grenzen zu öffnen.

Von Bundespräsident Joachim Gauck wurde das anerkannt: »Eine Graswurzelbewegung der Menschlichkeit ist eingesprungen, wo der Staat anfangs so schnell nicht reagieren konnte.« Man hat also nicht »Deutschland geflutet« oder »entschieden, ein Vielvölkerstaat zu werden«, sondern einen klassischen Akt der Nothilfe unternommen. Der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann machte am 14. September klar: Man half Menschen, »die Angst bekommen hatten, auf ihrem Weg überhaupt keine Freiheit und keinen Schutz mehr zu finden«. Er und Angela Merkel wollten eine solche Wanderung festsitzender, erschöpfter Menschen ins Nichts mit eventuell tödlichen Folgen verhindern.⁸

Die Ausschreitungen in Heidenau am 22./23. August hatten insofern einen gegenteiligen Effekt. Insgesamt wurden 2015 über 1700 Straftaten gegen Flüchtlinge registriert, darunter fast 900 Straftaten gegen Heime (gegenüber 199 in 2014), von denen 93 Brandanschläge waren (2014: 6). Auch der Aufnahme von Flüchtlingen ablehnend gegenüberstehende Menschen brauchten offenbar ein Ventil für die Wut, mit ihren Ängsten übergangen zu werden. In Sachsen, wie im Saarland.



Die Macht der Bilder

Ein zweiter Schritt zum Verständnis der Ereignisse ist ein Nachdenken über die Motivlage der Helfer. Schockierende und berührende Filme und Bilder in den öffentlichen und sozialen Medien scheinen einen entscheidenden Einfluß auf die veränderte Einschätzung der Situation gehabt zu haben. Sie wirken als Auslöser für einfühlendes Verhalten tatsächlich stärker als die unmittelbare Wahrnehmung, erkannte der Mitteilsforscher Henning Ritter schon 2004.⁹ Photos und Filme von Gewaltexzessen des IS, von hunderttausenden Flüchtlingen auf überfüllten Booten im Mittelmeer und auf Eisenbahnlinien der Balkanroute, Bilder des Kampfs von Vätern mit kleinen Kindern auf den Schultern gegen Stacheldrähte in Südosteuropa, vom »Jungle« in Calais, Menschen in der Kälte bei offenen Feuern unter freiem Himmel, der kleine Aylan und verhungerte Menschen in Madaya – dies sind nur einige von vielen frischen Erinnerungsbildern, die noch immer schwer zu verarbeiten sind. Melissa Fleming, Sprecherin des UN-Flüchtlingswerks bestätigte Anfang 2016, daß nur durch solche – alpträumartigen – Bilder, die nicht aus dem Kopf gehen, die Welt aufwache und Politik sich in Gang setzt.

Dann gab es Bilder von freiwilligen Helfern am Münchner Hauptbahnhof und erleichtert strahlenden Menschen. Sie überraschten die Welt, vor allem als – endlich – gute Nachricht. Auf den Handy-Bildschirmen der Armen und Verfolgten sah es aus, als sei Hilfe dort nicht begrenzt. Sie sahen ein freundliches Land, in dem die Menschen ihre Schränke räumten und ihre Freizeit opferten.

Erkennen, was zu tun ist

In Deutschland titelte selbst die Bild, das »Zentralorgan des gesunden Volksempfindens« (Josef Joffe) im August: »Warum wir den Syrien-Flüchtlingen helfen müssen«. Man las rührende Geschichten von abenteuerlichen Fluchten, herzerreißenden Abschieden und Irrwegen. Der einzelne Flüchtling, so lernten wir aus den Medien, ist ein guter Mensch. Ihm wollen wir helfen. Dieser plötzliche Sinneswandel erstaunte doch sehr. Noch ein Jahr zuvor klang die *Bild*

ganz anders, da warnte sie vor »Attacken im Asyl-Hotel« und schürte eher den Hass, indem bewußt Fakten verschwiegen oder verdreht wurden, um aufregende Schlagzeilen präsentieren zu können. Woher kam dieser plötzliche Meinungswandel?

Flucht und Vertreibung sind Urgeschichten so mancher deutschen Familie. Wie kaum ein anderes Volk wissen wir, was es heißt, alles zu verlieren. Für meine 1944 ausgebombte Mutter und meine 1988 aus dem Iran geflohene Lebensgefährtin waren die Schrecken des Totalverlusts und die Mühen des Neuanfangs allerdings Themen, die eher tabuisiert wurden, jetzt aber hochkamen. Zwar mußte man schon seit einem Jahrzehnt Nachrichten von kenternden Flüchtlingsbooten lesen. Aber erst jetzt konnte man das eigene Schicksal in den fliehenden Syrern und Irakern wiedererkennen. Meine Mutter, die als Sechsjährige mit ihrem vierjährigen Bruder von der Kinderfrau durch Kellergänge gerettet wurde, erinnerte sich angesichts der Fernsehbilder aus Aleppo, Homs und Damaskus an ihr Schicksal. Sie wurden auf dem Dorf bei Bauern einquartiert. Einquartierungen erlebte auch mein Vater, allerdings als Gastgeber: Seine Familie nahm 1944/45 alle paar Tage Flüchtende aus dem Osten auf, die zwar meist nur kurz blieben, sich aber auf eine Zahl von über 200 aufsummierten.

Nicht nur viele heute 80jährige hatten das Gefühl, sich in den heutigen Dramen wiederzuerkennen und etwas zurückgeben zu wollen, was man selber damals an Hilfe erfahren hat. Ähnlich ging es meiner Lebensgefährtin und anderen Migranten, die in den Ankommenden ihr eigenes Schicksal gespiegelt sahen. Sie spüren auf der Straße jetzt aber auch, daß man sie anders betrachtet als früher – was sehr irritierend ist für langjährig Eingebürgerte. Manche Migranten spürten da auch eine Bedrohung auf sie zu kommen und reagierten eher ablehnend.

Mitschuld begleichen

Viele Jüngere verspürten wohl auch ein Bedürfnis, endlich die Schmach des allgemeinen Mitläufertums in der Nazizeit tilgen zu können, gerade auch einer Weltöffentlichkeit gegenüber, die in den Deutschen vor allem

die strengen Zuchtmeister Griechenlands sehen. Der Wunsch, »endlich zu den Guten zu gehören«, hatte vielleicht auch etwas mit dem latent schlechten Gewissen zu tun, als Wirtschaftsmacht den eigenen Wohlstand auf Kosten des Südens erwirtschaftet zu haben. Als Nutznießer eines weltweiten ausbeuterischen Wirtschaftssystems müsse jeder seine Mitschuld begleichen, empfanden viele.¹⁰

Vor allem aber hatte der Aufstieg der Rechtspopulisten viele verstört. Dieses Sammelbecken für Systemkritiker aller Art, geeint durch eine diffuse Angst vor dem Fremden und den Hass auf die »Lügenpresse« erinnerte viele auch an die Spätjahre der Weimarer Republik. Einer meiner Brüder sagte: »Diese Torfköpfe der AfD – dem muß man doch was entgegensetzen.« Und ergänzte mit einer eher auf die Außenwirkung gerichteten Empörung: »So sind wir Deutschen doch nicht!« Eine Saarbrücker Freundin empfand dies nach den ersten Saargida-Demos ähnlich, die im Januar 2015 mit einer Gegendemo von gut 9.000 Menschen beantwortet wurde, und engagiert sich seitdem in einem Flüchtlingsheim.

Syrien ist zwar weit weg und war immer ein sehr abgeschlossenes Land, für viele Kultur- und Bildungsreisende aber als »Wiege der Menschheit« ein durchaus bekanntes Ziel. Ohnmächtig mußte man dann zuschauen, wie das Land in den Abgrund glitt. Und dann waren die freundlichen Menschen, welche Wohlstandstouristen wie ich immer nur auf Reisen erlebt hatten, plötzlich auf dem Weg zu uns. »muß das denn sein, übers Meer?«, fragte nicht nur mein Bruder, als sich abzeichnete, daß 2015 eine Million Flüchtlinge nur per Boot das rettende Ufer erreichen konnten. »Kann man das nicht anders machen?«

Flüchtlinge konnten auch als Kollateralschaden einer verfehlten Außenpolitik gesehen werden, für die auch wir verantwortlich sind. Vom Kolonialismus bis zum mittlerweile 14jährigen, so genannten Krieg gegen den Terror: »Die »Realpolitik« des Westens ist gescheitert. Wir müssen unser Verhältnis zu den Muslimen selbstkritisch prüfen und grundlegend ändern«, schreibt Bernd Ulrich und fordert, »sich die tief beunruhigende Frage [zu] stellen, warum sich so viele Mus-

lime vom Westen verletzt und gedemütigt fühlen und warum es für den Terrorismus infolgedessen ein offenbar unerschöpfliches Reservoir an Menschen gibt.«¹¹ Seit 1953 im Iran, über Afghanistan, den Irak, Somalia, Libyen und Mali habe der Westen in einer für ihn »typischen Mischung aus Interventionismus und Gleichgültigkeit« agiert, wobei von Krieg zu Krieg ein immer größerer Mitteleinsatz nötig wurde, um die Fehler der früheren Interventionen zu beseitigen.¹²

All dies hat die Aufnahmebereitschaft deutlich erhöht. Das Klima in der Gesellschaft war in Untersuchungen schon 2014 deutlich positiver als Anfang der 1990er-Jahre. »Die wirtschaftlich starke Situation erhöht die Akzeptanz«, hieß es.¹³ Von hoher Relevanz ist auch ein Kulturumbbruch, der seit der Rot-Grünen Koalition stattgefunden hat. Bis dahin habe vor allem die CDU die Auseinandersetzung »ganz aggressiv betrieben«, so der Migrationsforscher Dietrich Thränhardt. Man mobilisierte schon seit Mitte der 1980er-Jahre gegen den Mißbrauch des Asylrechts durch »Wirtschaftsflüchtlinge«. In den Schröder-Jahren der Opposition hat die CDU jedoch »verstanden, daß die Probleme nicht zu dramatisieren, sondern endlich zu bewältigen sind«, so auch Navid Kermani. Rot-Grün habe »einen Mentalitätswandel in der Gesellschaft bewirkt, der nicht geringer zu bewerten ist als das gewachsene Bewußtsein für den Erhalt der Umwelt.«¹⁴ Nachdem Deutschsein jahrhundertlang an Herkunft gekettet war – also Abstammung, Glauben und Sprache – hatte sich ein modernes Verständnis von Nationalität entwickelt. »Deutsch ist nicht »sein«, sondern »werden«, nicht »bio«, sondern Willensakt – so wie Abermillionen Amerikaner, Australier, Kanadier geworden sind«, analysiert Josef Joffe.

Das demographische Argument kam erst später dazu: Flüchtlinge könnten den Fachkräftemangel mindern und zu Einzählern in die Rentenkasse werden. Zu dem Zeitpunkt ging man aber noch überwiegend von syrischen Flüchtlingen aus, deren gute Ausbildung bekannt war. Das scheint eine Illusion zu sein, aber die Frage der »Nützlichkeit« ist im Asylrecht kein relevantes Argument.

Mutbürger gegen Wutbürger

So waren viele gedanklich gut vorbereitet, um den Ankommenden in ein neues Leben zu helfen. Es gab bei den meisten Helfern wohl diesen kurzen Moment des Erkennens, jetzt das rationale Eigeninteresse zurückzustellen »und plötzlich zu verstehen, was ich zu tun habe im Hier und Jetzt«, wie es Lydia Fechner für sich beschreibt.¹⁵ In diesem Erkennen stellte sich ein Glücksgefühl ein, »weil mir meine Freiheit bewußt wurde, so zu handeln – ohne mich mit diesem Handeln von irgendeiner Schuld loszusprechen oder eine Einlage auf mein ›Gutmenschenkonto‹ zu tätigen«.

Belohnt wird man zudem mit der Offenheit und Freundlichkeit der Menschen, die ihre Dankbarkeit auch zeigen. Das ist anders als das mulmige Gefühl, das man vorher bei der Betrachtung der Berichte in den Medien bekam. Die beängstigenden Bilder aus der Distanz lösen sich vor Ort in Luft auf, wenn man an der Unterstützung beteiligt ist. »Die Wirklichkeit ist ganz anders«, sagt eine Helferin gegenüber der Presse. »Aber wenn man nicht da war, spürt man es nicht.«¹⁶

Im Saarland haben sich über 100 Initiativen und Netzwerke zur Flüchtlingshilfe gebildet. Zum Beispiel können Kunden des Buchladens Bücher für Flüchtlingszwecke spenden, unter anderem ein sehr nützliches Bildwörterbuch Arabisch-Deutsch. Der ADFC war mit dem Projekt »Fahrräder für Flüchtlinge« erfolgreich und hat 550 Alt-räder repariert und gespendet. Darüber hinaus haben sich 70 Personen im Rahmen der Aktion »Freiwilligendienste für die Flüchtlingshilfe« für ein Freiwilliges Soziales Jahr oder einen Bundesfreiwilligendienst gemeldet und wurden an die Kommunen vermittelt. Seit September gibt es eine neue Stabsstelle für Angebote der Flüchtlingshilfe. Das im Sozialministerium angesiedelte Büro ist für alle Fragen zur Hilfe zuständig, soll Verbände, Initiativen und Ehrenamtliche sowie Dolmetscher und Deutschlehrer koordinieren, außerdem Tätigkeitsangebote und Spenden koordinieren. Es wurde eine Online-Plattform (www.das-saarland-hilft.de) aufgebaut und ein Flüchtlingsatlas des Saarlandes mit exakten Daten erstellt.

Richtige und Falsche

Es war einfach, sich mit dem uralten und gebildeten Kulturvolk der Syrer zu identifizieren, weil klar war, daß da Unschuldige zwischen Assad und den IS geraten waren. Da kamen keine »Armutsfüchtlinge« vom Dorf oder Leute, die durch ihr oppositionelles Engagement sozusagen »selbst Schuld« waren, fliehen zu müssen, sondern Mittelschichtfamilien aus urbanem Umfeld. Bei Eritreern, Somaliern, Algeriern, Albanern oder Weißrussen ist das mangels medialer Begleitung nicht so einfach. Die Welt hinter Lampedusa ist eben deutlich verschwommener und weniger ausgeleuchtet als die hinter Lesbos.

Mit den Syrern kamen allerdings hunderttausende Menschen vom Balkan, aus Afghanistan und aus Afrika, die Sicherheit und eine bessere Zukunft suchen, aber kaum einen Asylgrund vorzuweisen haben. Die schiere Zahl überraschte die Behörden. Die Politik agierte zunehmend hilflos. Ängste vor einem Kontrollverlust machten sich breit. Und die Bevölkerung fing an, »richtige« Verfolgte von »Trittbrettfahrern«, also »falschen« zu unterscheiden. Menschlichkeit ist freilich nicht teilbar, ebenso wenig wie sich das Elend unterteilen und in eine Hierarchie bringen läßt.¹⁷

Die Genfer Flüchtlingskonvention sieht weder die Kategorie Wirtschafts- noch die der Kriegsflüchtlinge vor. Und auch keinen arbeitsmarktpolitische Nutzungsaspekt. In Deutschland wird zwischen Bürgerkriegsflüchtlingen und Asylbewerbern differenziert – Kategorien, die in den Medien überhaupt nicht mehr unterschieden werden. Ein Geflüchteter zu sein, heißt heute jedoch, nicht in solcherlei veraltet erscheinenden Kategorien wie Verfolgung wegen Rasse, Religion oder politischem Engagement zu passen, sondern zuhause keine Lebenschance für sich und seine Kinder mehr zu sehen, nicht nur wegen eines Krieges, sondern auch aufgrund einer unzulänglichen oder korrupten Politik bzw. der Zerstörung der Lebensgrundlagen durch die Globalisierung und den Klimawandel.

Dann kam die Silvesternacht, in der das deutsche Sommermärchen nach vier Monaten abrupt endete. Der 7. Januar, als arabische Männer nach langem Zögern als Täter benannt wurden, ist gewissermaßen



das Gegendatum zum 31. August geworden. Die Art des Umgangs mit den schleppend zu Tage tretenden Hintergründen der massenhaften Übergriffe auf Frauen zeigte eine veränderte Wahrnehmung. Während Markus Söder (CSU) nach den November-Anschlägen von Paris mit seinem Ausspruch »Das ändert alles« noch daneben lag, haben die Kölner Übergriffe in der Flüchtlingsdebatte eine deutliche Veränderung bewirkt: Schon sind die, die wir doch annehmen wollen, zu Bösen geworden. Die *Bild* titelt seit Januar wieder mit Storys rund um kriminelle Ausländer.

Polarisierung der Debatte

Eine Reaktion auf die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung war auch schon lange vor Köln Abwehr oder gar Häme: Da habe sich jetzt aber wirklich das Gutmenschentum gefeiert, während man den Flüchtlingen doch lediglich seine Altkleider, uralte Teddybären und sonstigen Wohlstandsmüll aufdrängen würde. Nicht nur die Echtheit der Solidarität, auch das Spontane der Selbstlosigkeit wurde in Abrede gestellt: Das sei doch alles nur eine Medieninszenierung oder jedenfalls eine Selbstinszenierung. Von Anfang an wurde die »Selbstgefälligkeit« an den schon

vor München entwickelten politischen Formeln der Willkommenskultur auch Privatleuten zum Vorwurf gemacht, so durch den Historiker Heinrich August Winkler. Er warnte in der FAZ: »Es ist ein Irrglaube zu meinen, wir seien bei der Bewältigung der Flüchtlingskrise dazu berufen, weltweit das Gute zu verwirklichen – gegebenenfalls auch im Alleingang. Er darf nicht zu unserer Lebenslüge werden.«¹⁸

Bei fast allen Bürgern herrschte freilich von Anfang an eine Unsicherheit darüber, ob unsere Gesellschaft mit den Herausforderungen der Flüchtlingsintegration umgehen kann. Es haben sich sozialpsychologische Dynamiken entwickelt, die das Land zu zerreißen drohen. Was für die einen Wirtschaftsflüchtlinge sind, sind für die anderen die lang ersehnte Antwort auf die demographische Frage. Dazu kommt eine Debatte über eine angebliche Bedrohung unserer Werte und Kultur (oder gar unserer Identität). Sieht man einmal von einigen wenigen Stadtteilen ab, wie etwa der Völklinger Innenstadt, sind das unangebrachte Ängste. Die wirkliche Bedrohung unserer Werte geht von uns selbst aus. Nämlich dann, wenn wir es nicht schaffen, die Fremden in unseren Alltag einzubinden und ihnen unsere Werte vorzuleben.

Die Spannungen haben auch – Stichwort »Lügenpresse« – mit einer Kultur zwanghafter politischer Korrektheit zu tun, bei der eine Einheitsmeinung quasi verordnet wird. Die britische Kolumnistin Melanie Phillips diagnostizierte Deutschland eine »lemminghafte« politische Korrektheit.¹⁹ Nach den Ereignissen in Köln setzen sich mit den problematischen, häufig Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen von Muslimen nun immerhin auch politische Kreise auseinander, in denen das Thema bislang tabuisiert war. Man hat gelernt: Unbequeme Wahrheiten sollten diskutiert und nicht unter der Decke gehalten werden, sonst ist das Wasser auf die Mühlen derjenigen, die ohnehin glauben, Politik und Medien würden beständig lügen.

Hinter der Polarisierung der Debatte verbergen sich Ängste und soziale Spannungen, die sich durch die Flüchtlingskrise verschärfen. In den Heimen helfen Menschen mit hohem und niedrigem Einkommen. In der eigenen Nachbarschaft begegnen aber meist nur diejenigen den Geflüchteten, deren Arbeitsmarktsituation prekär ist. In wohlhabenden Vierteln weiß man sie eleganter als mit Brandanschlägen fernzuhalten: mit Rechtsanwältinnen. Es besteht also eine Kluft zwischen denjenigen, die diese Politik der Öffnung befürworten, ohne – auch wenn es ans Eingemachte geht – ernsthaft teilen und abgeben zu müssen, sowie denjenigen, die zu Recht Ängste entwickeln, daß sie »das ganze ausbaden müssen«. Oder wie Harald Martenstein schrieb: »Es ist einfacher, ein guter Mensch zu sein, wenn man dabei nichts zu verlieren hat.«²⁰

Die Befürworter der Öffnung sowie diejenigen, die sich ehrenamtlich engagierten oder sich gegen Angriffe auf Flüchtlingsheime stellen, wurden entsprechend als »Gutmenschen« beschimpft. Toleranz und Hilfsbereitschaft wurden pauschal »als naiv, dumm und weltfremd, als Helfersyndrom oder moralischer Imperialismus diffamiert«, erklärte die Jury der sog. Sprachkritischen Aktion Mitte Januar, warum der Begriff für sie das »Unwort des Jahres« ist. Der Ausdruck werde auch von Journalisten in Leitmedien als Pauschalkritik an einem »Konformismus des Guten« benutzt. Die Verwendung dieses »Kampfbegriffs« verhindert nach Auffassung der Jury somit einen

demokratischen Austausch von Sachargumenten. Anders gesagt: Wir haben es mit Menschen unterschiedlicher Geistes- und Gefühlshaltungen zu tun, die kaum miteinander kommunizieren können.

Was Migration angeht, sind die moralisch-ethischen Vorlieben seit Jahren polarisiert, wie der Moralphyschologe Jonathan Haidt gezeigt hat. Jedes Lager neigt dazu, nur jene Argumente und Fakten anzuerkennen, die sein wertorientiertes Vorurteil untermauern. Der Soziologe Armin Nassehi bemängelt, daß wir den Diskurs über Einwanderung nicht angemessen geführt haben: »Die eine Seite wollte nicht wahrhaben, daß wir seit Jahrzehnten ein Einwanderungsland sind und hat sich der Diskussion verweigert. Die andere Seite wollte lieber nicht darüber sprechen, daß Einwanderung auch Probleme produziert.«²¹ Ich muß zugeben, mich in letzterer Kategorie zu erkennen.

Jede Gruppe lebt in ihrer weltanschaulichen Informations- und Bewertungsblase.²² Hinter all dem medialen Geschrei verberge sich Sprachlosigkeit und ein »Desinteresse, sich in die Position des anderen zu versetzen, seine Positionen wenigstens versuchsweise nachvollziehen zu wollen«, konstatiert Arno Frank in der *taz*.²³ Im Kontext einer stark vergifteten Debatte und einer ziemlich fragilen Situation fragen sich seit vielen Jahren auf Ausgleich und Inklusion ausgerichtete Politiker wie der ehemalige Saarbrücker Bürgermeister Kajo Breuer, wie da noch ein Verständigungsprozeß machbar ist, um gesellschaftspolitisch Frieden zu erreichen. »Überall wird debattiert, innerfamiliär und auch sonst im Alltag. Wir brauchen einen Kit, der uns noch zusammenhält.« Er fragt sich, ob man das als Kommune befördern könne, zum Beispiel durch eine Streitkultur auf einer Ebene, bei der auch etwas herauskommt. »Da darf dann auch mal provoziert werden, solange man sich sicher fühlen kann, daß das akzeptiert wird und man am Ende sagen kann: Das hat etwas gebracht!« Dazu müsse aber auch langfristig eine entsprechende Atmosphäre geschaffen werden mit einer weltoffenen, internationalen Stadt als Leitbild.

Vorbild Saarland?

Saarbrücken ist wie Rosenheim, Deggendorf und drei weitere bayrische Kommunen einer der zentralen Fluchtpunkte an deutschen Grenzen. Hier kommen schon seit Jahren Flüchtlinge an, die die Route über Italien und Frankreich nehmen, vor allem auch viele unbegleitete Minderjährige (UMF) aus Afghanistan. Zurzeit leben im Saarland rund 1300 UMF, die jeweils zur Hälfte vom Stadtverband über ein Clearinghaus in Völklingen-Heidstock sowie den Jugendämtern anderer Kreise betreut werden. Seit September werden jedoch zusätzlich Flüchtlinge aus München hierher verteilt.

Heute zählt der Großraum Saarbrücken bundesweit zu den Regionen mit dem höchsten Flüchtlingsanteil pro Einwohner. Mittlerweile sind in der Stadt rund 730 Flüchtlinge in dezentral verteilten Erstunterkünften untergebracht, dazu kommen 1400 Flüchtlinge, die aus anderen Gemeinden zugezogen sind, sowie 1700 schon länger hier lebende anerkannte Asylbewerber und 700, die sich noch im Verfahren befinden. Insgesamt also etwa 3.500. Während 2014 im gesamten Saarland erst 3000 Flüchtlinge untergebracht waren, stieg ihre Zahl 2015 auf 10089. Bislang lebten sie fast ausnahmslos in der zentralen Aufnahmestelle Lebach (LAST), die schon 2014 weit über ihre Kapazitätsgrenze ausgelastet war. Man war daher gezwungen, sich neu zu orientieren. »Das stimmt uns optimistisch«, sagte Peter Nobert vom Flüchtlingsrat Ende 2014. Dabei hatte er vor allem die von Innenminister Klaus Bouillon forcierte dezentrale Unterbringung in Kommunen im Blick. 2004 waren alle dezentralen Einrichtungen zugunsten von Lebach geschlossen worden. Aus Kostengründen. Für 2016 wird mit weiteren 10000 Flüchtlingen gerechnet. Entsprechend hat das Land den Haushalt deutlich nachgebessert.

Der Geschäftsführer der IHK des Saarlandes, Heino Klingen, hält die saarländische Vorgehensweise gar für bundesweit beispielhaft. An der Saar wisse jeder Antragsteller nach drei Monaten, ob er bleiben darf. Noch im Januar appellierte er an Merkel, ihren Kurs beizubehalten. Für das Saarland seien Geflüchtete eine Chance. In der Region fehlten bis 2030 rund 100000 Erwerbs-

tätige. Als vorbildlich sieht auch das BAMF die in der LAST seit Februar 2016 praktizierte Schnellabwicklung von Asylgesuchen, die ab Mai noch forciert werden soll: Innerhalb von 24 Stunden sollen Registrierung, Anhörung und Entscheidung erfolgen²⁴. Dies wird freilich sehr kritisch gesehen, da ein Großteil der Schutzsuchenden dadurch von einem fairen und sorgfältigen Verfahren ausgeschlossen werden.

»Alles hat sich für uns geändert«, sagt Martin Becker vom Saarbrücker Zuwanderungs- und Integrationsbüro (ZIB). Plötzlich werde auch mit und zwischen den Ämtern kooperiert. »Wir sind stark gefordert zu koordinieren und Unterstützung zu bieten.« Die Stadt mietet leerstehende Bürogebäude sowie von Privaten angebotene Wohnungen an. Dabei wird auf eine möglichst breite Streuung über alle Stadtteile geachtet. Vom ZIB und der Landesarbeitsgemeinschaft Pro Ehrenamt initiiert, hat sich bereits im Winter 2013/14 das Netzwerk »Ankommen« gebildet. Ziel ist es, »den in Saarbrücken ankommenden Flüchtlingen bei der Bewältigung ihrer Alltagsprobleme zu helfen und ihre Eingliederung menschlich zu gestalten«, sagt Martin Zwick, einer der Ehrenamtlichen der Bürgerinitiative, die organisatorisch beim ZIB verankert ist und Räume beim Deutsch-Ausländischen Jugendclub (DAJC) nutzen kann.

Ernüchterung: Jetzt geht es um Europa

»Deutschland hat das einzig Richtige getan, es ist ein Vorbild. Es hat die Moral in Europa wiederhergestellt und gezeigt, daß man sich um Menschen kümmern muß, die schwach sind und verfolgt werden«, sagt der österreichische Krisenhelfer Kilian Kleinschmidt.²⁵ Auch der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge, Filippo Grandi, setzte im Januar noch große Hoffnungen darauf, daß Deutschland seine Flüchtlingspolitik aufrechterhält. Das sei wichtig für Asylsuchende, für die Führungsrolle in Europa und als Beispiel für den Rest der Welt. Deutschland habe ein »unglaubliches Beispiel für Führungsverantwortung« bei der Hilfe gegeben.

Die Nachbarländer reagierten jedoch – mit Ausnahme von Österreich und Schweden – auf die deutsche Öffnung mit Abschottung,

eine EU-weite Verteilung scheiterte. »Erst lädt Merkel alle nach Europa ein, setzt Schengen außer Kraft und dann sollen die Flüchtlinge auch noch allen anderen aufgebürdet werden.« Sagten die einen – Ungarn, Polen, Balten, Briten und Franzosen – und verweigerten die Solidarität. Andere sagen aber auch, daß sie sich für diese Haltung ihrer Regierungen schämen, daß Merkel richtig gehandelt habe. »Person of the year« eben.

Und dennoch: Es mußte ihr gelingen, den Zustrom der »Falschen« zu stoppen bzw. den der »Richtigen« besser zu kanalisieren, wollte sie nicht nur ihre bisher fast sichere Wiederwahl als Kanzlerin 2017 gefährden, sondern auch das europäische Projekt an sich. »Fuck Merkel« hat jemand im Herbst 15 Meter breit auf den Radweg gegenüber dem Staden in Saarbrücken gesprayt. Diversen Meinungsumfragen zufolge bezweifelte Anfang 2016 eine klare Mehrheit, daß Deutschland die Aufgabe bewältigen kann. Auch Wohlmeinende hatten den Eindruck, daß man die Kontrolle verloren hat oder zumindest überfordert ist, nach einer Million Geflüchteten und ähnlich vielen anderen Migranten im Jahr 2015 auch dieses Jahr eine ähnlich hohe Zahl aufnehmen und integrieren zu können. Spannend bleibt die Frage, ob künftige Historiker Merkels Losung »Wir schaffen das« eher als wegweisende Weichenstellung zum Wohle des Landes oder in dem Sinne als historische Fehlprognose bewerten werden²⁶, daß sie wie bei Goethes Zauberlehrling die Geister nicht mehr los wird, die sie gerufen hat. Sie wurde jedenfalls zur Getriebenen, die auf die Bremse treten mußte.

Eines ist jedenfalls klar geworden: Die bisherige Einwanderungspolitik ist ungünstig für alle Beteiligten. »Die Migrationskrise hat das Schönwettersystem von Schengen und Dublin zusammenbrechen lassen. Die Entgrenzung der Staatsgrenzen und das gemeinsame Asylrecht: Sie haben unter Druck nicht funktioniert«, sagt der Staatsrechtler Udo di Fabio²⁷. Und Gerhard Schröder sagt: »Die Grenzen für Flüchtlinge zu öffnen, war richtig. Ein Fehler jedoch war, diesen Ausnahmezustand zur Normalität zu erklären.«²⁸ Heute ist von Merkels Politik der offenen Tür nichts mehr übrig geblieben. Es wird wie gehabt auf Härte und Abschottung gesetzt.

Der amerikanische Forscher Paul Collier forderte schon früher: »Wir müssen Regeln finden, von denen die aufnehmenden Länder ebenso profitieren wie die Migranten selbst, wie auch jene Menschen, die sie in ihren Heimatländern zurücklassen.«²⁹ Anders als für die Gesellschaft insgesamt ist der Effekt der Migration ihm zufolge für die bedürftigste Schicht der einheimischen Bevölkerung häufig negativ. Sie könnten unter anderem durch Lohnsenkungen und erhöhten Wettbewerb zu Verlierern werden. Was also tun? »Die Regierungen der Aufnahmeländer müssen versuchen, die Interessen der einheimischen Armen mit denen der Migranten und der in den armen Ländern zurückgebliebenen Menschen in Einklang zu bringen.«

Konkret ausgedrückt: Teillösungen funktionieren nicht. Nötig ist eine gemeinsame Strategie, zum Beispiel mit einem ganzheitlichen Stabilitätspakt für den Nahen Osten, dazu sichere und legale Wege für Flüchtlinge, aber auch für Arbeits- und Ausbildungsmigranten. Fluchtursachen sind zu bekämpfen, den direkt von Flucht betroffenen Ländern ist stärker zu helfen, rückkehrende Migranten sind zu unterstützen. Wie viel Migranten wir aufnehmen können oder sollten, ist eine andere Frage. Interessant ist hier die Perspektive des Ökonomen Michael Clemens, der fragt: »Wer ist mit »wir« gemeint?« Aus Sicht künftiger Jahrhunderte umfasse es die Nachkommen sowohl der heutigen Einheimischen als auch der heutigen Einwanderer. In seinen Augen ist dies die relevante Frage: »Bringt die Migration einen langfristigen Nutzen für diese Nachkommen hervor?« Also konkret: Nach dem zweiten Weltkrieg gab es in Europa weit größere Flüchtlingsströme als heute: Allein die Bundesrepublik mußte zwischen 1945 und 1950 rund 20 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aufnehmen, davon 12 Millionen Deutsche aus Osteuropa. War das für unsere heutige Gesellschaft, in der jeder Fünfte einen Migrationshintergrund hat, von Nutzen?

Oder um die Frankfurter Integrationsdezernentin Nargess Eskandari-Grünberg zu zitieren: Es gelte nun, Szenarien zu entwerfen, wie das Miteinander übermorgen aussehen könnte – damit man es schon heute vorbereiten könne.³⁰

Anmerkungen

- 1 Kümmel, Peter: »Mir fehlen die Worte«, DIE ZEIT, 30.12.2015.
- 2 Gebauer, Thomas: »Die große Herausforderung«, Medico-Rundbrief 04/15, S. 4-7.
- 3 Kermani, Navid: Ausnahmezustand. Reisen in eine beunruhigte Welt, München 2013, S. 242.
- 4 dpa: »Mutbürger« helfen Flüchtlingen im Saarland, Luxemburger Journal, 30.12.2014.
- 5 Joffe, Josef: »Das deutsche Wunder«, DIE ZEIT, 10.09.2015.
- 6 Schnabel, Ulrich: »Große Koalition des Mitgeföhls«, DIE ZEIT, 10.09.2015.
- 7 Vergessene-kriege.blogspot: »Opferzahlen: Bis zu 40.000 Flüchtlinge seit 2008 im Mittelmeer ertrunken«, 12.10.2013.
- 8 Bahnners, Patrick: »Der Affekt gegen den Affekt«, FAZ vom 30.09.2015.
- 9 Ritter, Henning: Nahes und fernes Unglück. Versuch über das Mitleid, München 2004.
- 10 Vgl. Molinaro, Claude: »Zwischen zwei Welten«, Luxemburger Tageblatt, 23.12.2015.
- 11 Ulrich, Bernd: »Muslime – Das Ende der Arroganz«, DIE ZEIT, 19.11.2015.
- 12 Mehr dazu: Lüders, Michael: Wer den Wind sät. Was westliche Politik im Orient anrichtet, München, 15. Aufl. 2015.
- 13 Järkel, Stefanie: »Mitleid und Furcht«, Kontext: Wochenzeitung, 27.09.2014.
- 14 Kermani, Navid: Wer ist wir? Deutschland und seine Muslime, München 2009, Neuausgabe 2015, S. 148f.
- 15 Fechner, Lydia: »Freiheit ist das große Los«, à tempo, 12/2015.
- 16 Hillengaß, Christian: »Willkommen in der Fremde«, à tempo 1/16.
- 17 Vgl. Shumana Sinha: Erschlagt die Armen!, Hamburg 2014.
- 18 Winkler, Heinrich August: »Deutschlands moralische Selbstüberschätzung«, FAZ, 30.09.2015.
- 19 Smolka, Klaus Max: »Liberal denken«, FAZ, 13.01.2016.
- 20 Martenstein, Harald: »Über einen neuen Friseur und ein moralisches Dilemma«, ZEIT-Magazin, 29.09.2015.
- 21 Am Orde, Sabine: »Die CSU hat die Lügenpresse entdeckt«, taz, 09./10.01.2016.
- 22 Herrmann, Sebastian: »In der Echokammer«, Süddeutsche Zeitung, 06.02.2016.
- 23 Frank, Arno: »Weil... fuck you«, taz, 20.02.2016.
- 24 So ein Vertreter des BAMF bei einer Info-Veranstaltung für Sprachkurslehrer am 17. Februar 2016 beim Diakonischen Werk Saarbrücken.
- 25 Hildebrandt, Tina/ Pinzler, Petra: »Warum fliegen wir sie nicht zu uns aus?«, DIE ZEIT, 19.11.2015.
- 26 Rentsch, Florian/ Zastrow, Holger: »Kanzlerin zwischen Anspruch und Wirklichkeit«, FAZ, 06.01.16.
- 27 Di Fabio, Udo: »Wozu Grenzen gut sind«, DIE ZEIT, 18.02.2016.
- 28 Roth, Johanna: »Ich wär so gern wieder Staatsmann«, taz, 20.02.2016.
- 29 Collier, Paul: Exodus. Warum wir Einwanderung neu regeln müssen, München 2013.
- 30 Adeoso, Marie-Sophie: »Das kleine Amt für das große Ganze«, Frankfurter Rundschau, 13.09.2015.



Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit im Internet

Einordnung der Fachstelle gegen Rechtsextremismus – für Demokratie

Von Michael Groß

Es gehört mittlerweile fast schon zum Alltag. Wer mußte nicht bereits auf Facebook oder YouTube Kommentare lesen, in denen gegen Flüchtlinge gehetzt, Muslime diffamiert oder Sinti und Roma beleidigt werden. Menschenverachtung scheint salonfähig zu sein. Unter dem Deckmantel der Angst und der »besorgten Bürger« offenbaren sich nicht selten tiefsitzende Vorurteile und Rassismen. Die geeignetste Plattform hierfür scheint das Internet zu sein. Ein unbegrenzter Raum, in dem Botschaften in nur kurzer Zeit unkontrolliert weite Verbreitung finden, mal anonym und mal unter dem richtigen Namen. Vor wenigen Monaten ging ein Bild durch das digitale Deutschland. Auf Facebook postete jemand ein Foto. Auf dem Bild war der Rasen vor einem Gebäude der Landesaufnahmestelle für Flüchtlinge in Lebach zu sehen. Auf der Wiese standen Satellitenschüsseln und unter ihnen lag Müll. Es gab keinen Hinweis darauf, wer genau den Müll hinterließ. Doch für einige User aus der Facebook-Community schien dies klar zu sein. Das Vorurteil des *dreckigen, unterentwickelten Flüchtlings* wurde ausgepackt. Es dauerte nicht lange, bis die ersten Sprüche die Kommentarleiste unter dem Bild füllten: »Hallo Frau Merkel einmal Putz Dienst auf die Steuerzahler«, »...soll ja aussehen wie zuhause«, »Eine Schande wie hier unsere sogenannten Gastfreundschaft ausgenutzt wird«, »genau man sollte nicht nur den müll verbrennen«¹. Und das kleine Foto aus dem Saarland verbreitete sich schnell deutschlandweit.

Das Internet ist zwar nicht ortsgebunden, doch die Menschen, die es beleben, sind lokalisierbar. Sie sind auch in der realen Welt vorhanden und tragen ihre Einstellungen mit sich. Ein Blick auf das Thema Rechtsextremismus verdeutlicht dies. Darüber hinaus

nimmt das Internet mittlerweile eine wichtige Funktion für die rechtsextreme Szene ein.

Als *Fachstelle gegen Rechtsextremismus – für Demokratie* beobachten wir diesen Prozeß auch im Saarland. Der vorliegende Artikel soll einen Einblick in die beobachtbaren Entwicklungen geben und Handlungsmöglichkeiten aufzeigen

Der organisierte saarländische Rechtsextremismus und das Internet

Betrachtet man den Rechtsextremismus in Deutschland, wird sichtbar, wie vielschichtig dieses Thema ist. Die Erscheinungsformen, Strategien und Akteure haben in den letzten Jahren an Differenzierung gewonnen. Neben der NPD sind neurechte Kreise und Kameradschaften aktiv, und Bands verbreiten rechtsextreme Musik. Manche Gruppierungen treten offen in Erscheinung, andere arbeiten konspirativ. Und nicht zuletzt nehmen Mode, Musik und das Internet eine wichtige Rolle in der Rekrutierung und Verfestigung der Szene ein.

Gerade im Internet lassen sich die unterschiedlichen Erscheinungsformen nachvollziehen. Von Homepages der Parteien und mancher Kameradschaften, über neurechte Blogs, rechtsextreme Versandhäuser bis zu Musik auf YouTube oder martialisch in Szene gesetzte Aufmärsche auf Facebook findet sich hier vieles.

So zählte alleine *jugendschutz.net* im Jahr 2014 über 6.100 rechtsextreme Webangebote, darunter Websites, Profile und Channels oder Videos.²

Auch die saarländische rechtsextreme Szene ist in der digitalen Welt präsent. Die NPD tritt mit einer eigenen Homepage in Erscheinung und präsentiert sich mit Pro-

filen des Landesverbands und zeitweise der drei Kreisverbände sowie dem Ortsverband Burbach auf Facebook. Daneben agiert derzeit eine rechtsextreme Gruppe mit dem Namen *SageSa* (*Saarländer gegen Salafisten*) im öffentlichen Raum. Diese Gruppe führt seit Ende des Jahres 2014 in vielen saarländischen Orten Kundgebungen und Demonstrationen durch, deren Teilnehmerzahlen zwischen fünf und hundert Personen schwanken und von örtlichen Gelegenheitsstrukturen abhängig sind. Bei einem genaueren Blick wird jedoch schnell deutlich, daß sich hinter dieser Gruppe keine Bürger verbergen, die aus einer humanistischen Perspektive gegen Salafismus protestieren. Vielmehr wird diese Gruppe von saarländischen NPD-Kadern gelenkt und teilweise von rechtsextremen Kameradschaftsmitgliedern unterstützt.

Öffentlich verbreitet diese Gruppe Hetze gegen Muslime und gegen geflüchtete Menschen. Zu ihrer Bekanntheit hat das Internet entschieden beigetragen. Über eine eigene Homepage gibt *SageSa* nächste Auftritte bekannt und mischt sich über die privaten Profile ihrer Mitglieder in digitale Diskurse auf Facebook ein. Dort veröffentlichen diese Personen Verleumdungen und Unwahrheiten in Form von zusammengestellten Collagen, gefakten Nachrichten und verbreiten menschenfeindliche Kommentare. Gegen einige dieser Kommentare wurde bereits durch die Staatsanwaltschaft ermittelt. Eine saarländische NPD-Aktivistin wurde wegen Volksverhetzung verurteilt, nachdem sie auf Facebook Migranten als »Pest« bezeichnet hatte. Ein anderer *SageSa*-Anhänger rief auf seinem Facebook-Profil zum Niederbrennen von Flüchtlingsunterkünften auf.

Es zählt zur Strategie der NPD, im virtuellen Raum Präsenz zu zeigen und gezielt die sozialen Netzwerke zu nutzen. So sollen lokale Kontakte geknüpft werden und NPD-Anhänger als »die netten Rechten von nebenan« etabliert werden.³ Zum anderen geht es um Vernetzung und um die Verbreitung von Kampagnen. Der NPD-Kreisverband Saar-Pfalz nutzt Facebook regelmäßig, um zu sogenannten Gesprächskreisen einzuladen. Allerdings wird der Veranstaltungsort nicht veröffentlicht. Nur über Privatnachrichten werden Orte oder Treffpunkte bekanntgegeben. Andere NPD-Aktivistinnen

aus dem Saarland verbreiten auf Facebook Kampagnen der Partei, wie »Todesstrafe für Kindermörder« oder harmloser klingende Forderungen, wie »Tiere schützen. Täter härter bestrafen«. Es ist dieses Hin und Her. Mal wird eine radikale Sprache genutzt und Muslime als »Zombies« bezeichnet, und ein anderes Mal wird mainstreamkonform beispielsweise für den Schutz der Umwelt aufgerufen. Auch Akteure, die der sogenannten Neuen Rechten zugeordnet werden, sind aus dem Saarland heraus auf Facebook aktiv. Die Neue Rechte ist eine Strömung des Rechtsextremismus. Deren Vertreter versuchen, seriös zu wirken, und distanzieren sich angeblich vom Nationalsozialismus. Ihre Bezugsquellen sind die Konservative Revolution und Autoren wie Carl Schmitt. Sie versuchen, die Grenze zwischen Rechtsextremismus und dem konservativen Lager zu verwischen, um somit ein identitäres, völkisches Denken mehrheitsfähig zu machen. Als jugendlicher Arm der Neuen Rechten gilt die Identitäre Bewegung. Diese Form besteht aus lokalen Kleingruppen, die insbesondere im Internet über Blogs, Facebook-Profile und YouTube-Clips in Erscheinung treten. Durch ein aktionistisches und modernes Auftreten wollen die Identitären für Jugendliche attraktiv sein. Auf Facebook finden sich gleich zwei Profile, die sich den Namen Identitäre Bewegung Saarland geben. Dabei bleibt unklar, welche und wie viele Personen hinter diesen Profilen stecken. Somit sind die Identitären im Saarland noch ein reines Online-Phänomen.

Auffällig ist, daß sich im Gegensatz zu NPD und *SageSa* die saarländischen rechtsextremen Kameradschaften mit eigenen Profilen und Internetauftritten zurückhalten. Kameradschaften sind lose, lokale Zusammenschlüsse von Neonazis, die sich als militanter Flügel des rechtsextremen Lagers verstehen. Sie zeigen eine hohe Affinität zur Gewalt und vernetzen sich zunehmend. Im Saarland waren und sind noch heute verschiedene Kameradschaften aktiv, wie beispielsweise die Sturmdivision Saar. Doch im Internet scheuen die saarländischen Kameradschaften eine starke öffentliche Präsenz. Lediglich die rheinland-pfälzische Kameradschaft Nationaler Widerstand Zweibrücken, die auch in das grenznahe Saarland hineinwirkt, präsentiert sich auf Facebook und

ruft hier zu Demonstrationen und Kundgebungen auf. Daß nicht jeder rechtsextreme Akteur den öffentlichen Gang in die digitale Welt antritt, zeigt sich insbesondere an dem neonazistischen Netzwerk Hammerskins. Diese extremistische und gewaltbereite, europaweit agierende Gruppierung, mit einem Chapter Westwall, das gerade auch im Saarland aktiv ist, scheut bewußt die Bekanntheit in der Öffentlichkeit und im Netz, um die eigenen Aktivitäten konspirativ durchzuführen. Auch die rechtsextreme Musik hat durch das Internet einen enormen Verbreitungsschub erhalten. Während früher die NPD mit einer Schulhof-CD versuchte, Jugendliche für die Szene zu rekrutieren, ist dies in Zeiten von YouTube nicht mehr notwendig. Auf den Online-Channels nicht weniger YouTube-User findet sich die ganze Palette rechtsextremer Musik wieder. Mittlerweile weist die rechtsextreme Musikszene mit über 180 Bands in den verschiedensten Musikstilen von Rechtsrock über Liedermacher bis zum HipHop eine breite Struktur auf. Über YouTube finden diese Bands starke Verbreitung. Hier können die Konsumenten alles abrufen: von unterschwellig rechten Songs, die das Lebensgefühl von Jugendlichen ansprechen, bis hin zu menschenfeindlichen, volksverhetzenden und verbotenen Liedern. Das Internet und die meist lasche Kontrolle von YouTube, Facebook und Co. bereiten der rechtsextremen Musikszene einen idealen Verbreitungsraum.

Auch saarländische rechtsextreme Bands, wie Jungsturm, Wolfsfront oder Hunting Season⁴, sind hier abrufbar. Die Band Jungsturm ist bereits seit den 1990er Jahren aktiv und hat mehrere Tonträger veröffentlicht. Sie ist im In- und Ausland bekannt und steht dem Hammerskins-Netzwerk nahe. Im Jahr 2008 wurde die CD »Lieder unserer Jugend« von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien als jugendgefährdend eingestuft. Doch auf YouTube sind Songs des Albums weiterhin ohne Einschränkung zu finden. Hier erreicht die Band mit dem Song »Stalingrad« über 225.000 Klicks. Im Gegensatz zu Jungsturm treten die Bands Wolfsfront und Hunting Season auch auf Facebook mit eigenen Profilen in Erscheinung. Wolfsfront konnte dort bislang über 1.000 Likes erreichen. Auf den Profilseiten werden rechtsextreme Symbole gepostet

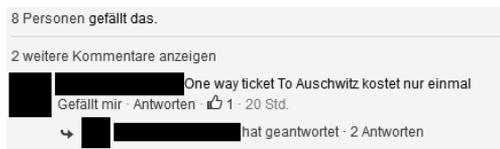
oder Bilder hochgeladen, auf denen jedoch die Gesichter der Bandmitglieder unkenntlich gemacht wurden. Wolfsfront nutzt das eigene Facebook-Profil, um für Konzerte zu werben oder politische Botschaften, wie beispielsweise »Freiheit für Horst Mahler und für alle anderen Nationalisten!«, zu verbreiten. Rechte Musik auf YouTube, Homepages und Facebook-Profile von bekannten und weniger bekannten Rechtsextremisten sowie der Parteien und mancher Kameradschaften, sie alle schaffen im Internet die Möglichkeit, zu jeder Zeit und auf leichtem Wege die rechtsextreme Ideologie, Freund-Feind-Bilder oder Verschwörungstheorien abzurufen. Das Internet bereitet dadurch den idealen Boden für eine einfache Ideologisierung. Dem Zugang zur rechtsextremen Szene, der Rekrutierung von Jugendlichen und deren Mobilisierung wird durch die Online-Welt deutlich Vorschub geleistet. Über soziale Netzwerke wird zudem versucht, auf die politische Willensbildung Einfluß zu nehmen, indem sich Rechtsextremisten in öffentliche Diskurse einschalten und die eigene Ideologie verbreiten.

Vom organisiertem Rechtsextremismus bis zur Menschenfeindlichkeit in der »Mitte«

Gerade die sozialen Medien, mit Plattformen wie Facebook, fördert die Verbreitung von rechtsextremen Inhalten enorm. Unter dem vermeintlichen Deckmantel der Meinungsfreiheit nehmen Anfeindungen massiv zu. Die Zahl von Haßkommentaren und Verleumdungen ist immens. Das Beispiel zweier Protagonisten aus dem Saarland zeigt hier auf erschreckende Weise, wie extrem sich dies äußern kann. Im August 2015 teilte eine NPD-Aktivistin ein Bild auf ihrer Facebook-Pinnwand. Im Stile einer Kollage wurden darauf zwei eigentlich zusammenhangslose Zeitungsartikel verbunden. Die Schlagzeilen der Artikel lauteten: »Oma Gertrud (86) als Schwarzfahrerin im Knast« und »HVV drückt bei Flüchtlingen ein Auge zu«. ⁵ Darunter folgten Artikel aus dem Grundgesetz, die auf Gleichbehandlung und Antidiskriminierung verweisen. Die Absicht hinter dieser Kollage wird schnell deutlich. Der Beitrag prangert eine vermeintliche Ungleichbehandlung zwischen schwarzfahrenden Rentnern und Asylsuchenden an und

reicht sich in die flüchtlingsfeindlichen Pinnwand-Einträge der NPD-Aktivistin ein.

Dies allein mag mittlerweile schon nicht mehr für Entrüstung sorgen, angesichts der Flut fremdenfeindlicher Posts auf Facebook. Doch es folgten die dazugehörigen Kommentare anderer Facebook-User.



Und gleich der erste hatte es in sich. »One way ticket To Auschwitz kostet nur einmal«, postete ein User in die Kommentarspalte. Es braucht wohl nicht viel Fantasie, um nachvollziehen zu können, welche Maßnahme dieser User für Flüchtlinge fordert. Beides ist mittlerweile leider zum Alltag in sozialen Netzwerken geworden: die bewußte Verbreitung von falschen Informationen über Flüchtlinge und andere Gruppen sowie die menschenfeindlichen und volksverhetzenden Kommentare. Doch der Autor eines solchen Beitrags kann sich nicht mehr auf die Meinungsfreiheit berufen, sondern er verstößt gegen den Straftatbestand der Volksverhetzung. Nicht nur Protagonisten aus der organisierten rechtsextremen Szene ergreifen auf Facebook das Wort. Rassistische Äußerungen werden zunehmend von Menschen gepostet, bei denen keine Szenezugehörigkeit erkennbar ist. Die Hemmschwelle, strafbare und menschenverachtende Äußerungen zu veröffentlichen, ist massiv gesunken. Im Jahresbericht 2014 stellte auch jugendschutz.net »[...] eine zunehmende Radikalisierung von Debatten im Netz«⁶ fest, die sich in haßgeladenen Äußerungen gegenüber Minderheiten ausdrücken. Neben diesen Haßkommentaren finden auch rechte Codes und Symbole eine weite Verbreitung, und nicht einmal das virtuelle Zurschau-Stellen verbotener Zeichen scheuen manche User.

Spannend ist auch zu verfolgen, welche Quellen genutzt werden, um die eigentlichen Vorurteile zu legitimieren. Eine beliebte Homepage ist *netzplanet.de*. Diese Seite verbreitet angebliche Nachrichten. Dabei werden News-Angebote anderer Medien gesammelt, teilweise aus dem Zusammenhang

gerissen und neu präsentiert. Oder es werden schlichtweg Nachrichten erfunden. Diese Inhalte richten sich meist gegen Flüchtlinge, Muslime, Sinti und Roma oder andere Gruppen, die gerade im Visier rechtsextremer und neurechter Akteure stehen. Auf eigenen Facebook-Profilen von User werden diese angeblichen Nachrichten verlinkt und geteilt. So schaffen es die Beiträge von *netzplanet.de* über rechte Kreise in den gesellschaftlichen Diskurs.

Vierorts wird die Frage gestellt, wo dieser Haß plötzlich herrührt. Doch wissenschaftliche Studien zu rechtsextremen und menschenfeindlichen Einstellungen in der Bevölkerung weisen bereits seit vielen Jahren eine Kontinuität an entsprechenden Einstellungen in allen Schichten der Bevölkerung nach. Im Jahr 2014 ermittelte die Forschergruppe um den Sozialpsychologen Andreas Zick, daß 44 Prozent der Deutschen abwertende Einstellungen gegenüber asylsuchenden Menschen mit sich tragen. Auch allgemein fremdenfeindliche Einstellungen werden bei 20 Prozent der Deutschen nachgewiesen. Doch die Abwertung trifft noch weitere Gruppen. Dementsprechend gibt es beispielsweise Zustimmungen zu abwertenden Aussagen gegenüber Sinti und Roma bei 26 Prozent oder gegen langzeitarbeitslose Menschen bei fast 48 Prozent.⁷ Zurückgehend auf Wilhelm Heitmeyer wurde hierfür der Begriff Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit geprägt.⁸ Dem liegt eine Ideologie der Ungleichwertigkeit zugrunde. Daraus resultieren Vorurteile gegenüber Menschen, die einer bestimmten Gruppe zugeordnet und als fremd oder anders stigmatisiert und abgewertet werden.⁹ Die Studien zeigen, daß diese Einstellungen keineswegs nur in der organisierten rechtsextremen Szene, sondern in allen Teilen der Bevölkerung wiederzufinden sind.

Durch die sozialen Medien vermischen sich die Ungleichwertigkeitsvorstellungen aus der rechtsextremen Szene und der gesellschaftlichen »Mitte«. Es besteht die Gefahr, daß rechte Parolen und Meinungen zunehmend salonfähig werden und Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs finden. Beispiele lassen sich auch im Saarland verorten. Bis vor kurzem war auf Facebook die Seite Das Saarland wehrt sich aktiv. Dieses mittlerweile geschlossene Profil wurde, so die Vermu-

tungen, von einem ehemaligen NPD-Mitglied betrieben. Hier zeigte sich, wie sich in Kommentarspalten die Äußerungen von Akteuren aus der rechten Szene und Personen ohne bekannte Szenezugehörigkeit vermischten. Berichte und Nachrichten über Flüchtlinge und Muslime wurden mit provokanten und hetzerischen Statements hochgeladen und durch Kommentare begleitet. So schrieb ein User über Flüchtlinge beispielsweise: »Lass sie dann mal kommen. Wer nicht will der muss nicht. Oder es gibt eine Ladung Blei. Peng«.

Die genannten Beispiele zeigen, wie die sozialen Netzwerke als ideale Gelegenheitsstruktur dienen, um menschenfeindliche Einstellungen in Handlungen zu überführen. -Befördert wird dies durch mehrere Faktoren.

Dazu zählt mit Gewissheit auch das Gefühl der Straffreiheit. Weder löschen Facebook und YouTube konsequent verbotene, menschenfeindliche und strafbare Inhalte, noch können Polizei und Justiz aufgrund des enormen Aufkommens der Strafverfolgung nachkommen.

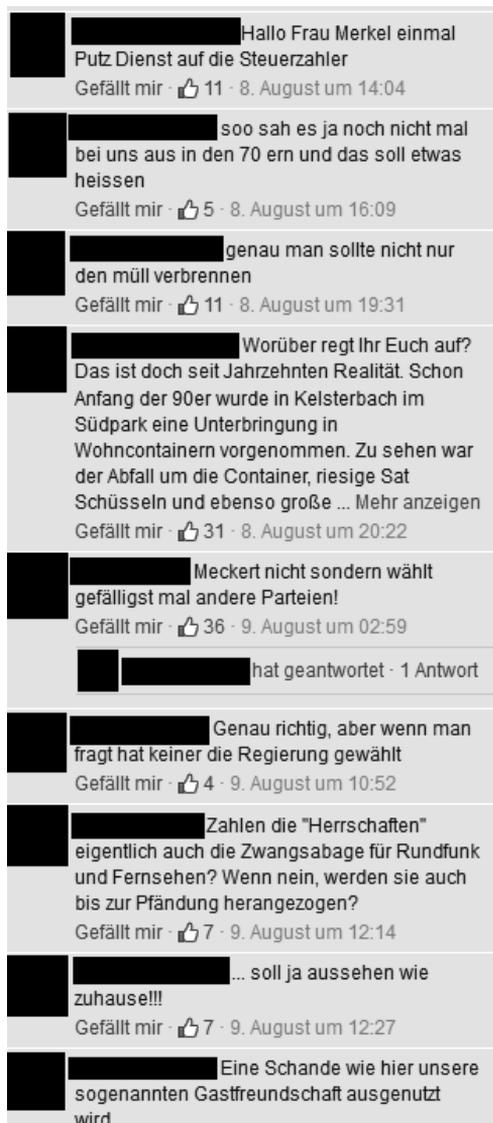
Ein weiterer Faktor kann in der sozialen Umwelt gesehen werden. Bei einem genauen Blick auf Facebook-Profile mancher Haßautoren wird dies deutlich. Durch Liken und Abonnieren schaffen sich Menschen einen virtuellen sozialen Raum der Gleichgesinnten. In diesem Raum bestätigen sich diese Personen ihre Vorurteile und Verschwörungstheorien gegenseitig, und die Sprache radikalisiert sich. Soziale Werte und Normen, wie Menschen- und Grundrechte, werden in Frage gestellt oder passend zum eigenen Weltbild umdefiniert. Bei Bedarf kann zudem auf die Anonymität des Netzes zurückgegriffen werden.

Umgang mit Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit im Internet

Die genannten Beispiele aus dem Saarland verdeutlichen eins. Der alleinige Blick auf die organisierte rechtsextreme Szene reicht nicht aus. In allen Bevölkerungsteilen lassen sich menschenfeindliche Einstellungen wiederfinden und entsprechende Äußerungen auch im Internet feststellen. Wir könnten es jetzt dabei belassen.

Wir könnten uns zurücklehnen und uns mit dem Satz beruhigen: »Es ist nur das Internet und nicht das wahre Leben«. Doch das Internet ist Teil des wahren Lebens.

Und wenn wir Menschenfeindlichkeit im Internet tolerieren, dann vergessen wir diejenigen, die es trifft. Und diese Menschen trifft es nicht nur im Internet, sondern auch auf der Straße.



Wenn Sinti und Roma im Internet beleidigt werden, dann werden sie auch in ihrem Alltag diskriminiert. Wenn gegen Flüchtlinge im Internet gehetzt wird, dann kann das auch dazu führen, daß im wahren Leben Häuser angezündet und Asylsuchende zusammengeschlagen werden. Erst vor kurzem

hatte auch der Landesverfassungsschutz des Saarlandes mit Besorgnis auf die ansteigende Zahl rechtsextrem motivierter Gewalttaten im Jahr 2015 hingewiesen. Darunter war auch die Brandstiftung in einer geplanten Unterkunft für Flüchtlinge in der saarländischen Gemeinde Gersheim.¹⁰

Eine demokratische Zivilgesellschaft muß sich auch im virtuellen Raum einem solch verstärkten Auftreten menschenfeindlicher Aktivitäten entgegenstellen.

Denn es ist Teil der rechtsextremen Strategie, auch im Internet das Wort zu ergreifen, Diskurse zu unterwandern und die eigene Ideologie salonfähig zu machen. Wenn dies ignoriert wird, schafft man einen Raum, in dem diese Unterwanderung gelingen kann. Doch welche Handlungsmöglichkeiten gibt es, und welche wären angesichts der gegenwärtigen Erscheinungsformen zielführend? Nicht wenigen Nutzer von sozialen Netzwerken brennt es wohl unter den Fingernägeln, wenn sie Vorurteile und blanken Haß lesen. Der Drang, darauf zu antworten, kann schnell zu einem wilden emotionalen Tippen auf der Tastatur führen. Dabei stellt sich die Frage, in welcher Situation es sinnvoll ist, sich in eine Diskussion einzumischen, und wann nicht. Vorurteile zu entlarven, erfordert neben der nötigen Zeit auch das Zurückgreifen auf Fakten. Somit kann neben dem Gegenargumentieren auch einfach das Beziehen der eigenen Position wichtig sein, indem auf die Menschenrechte verwiesen und somit eine Opposition zur Menschenverachtung bezogen wird. Hier muß jeder für sich abwägen, in welcher Situation man im Internet, anonym oder unter dem Klarnamen, ein öffentliches Statement setzen will. Das Potential der unkontrollierbar weiten Verbreitung von Botschaften im Netz und

der Blick auf die eigene Sicherheit sollten hier nicht außer Acht gelassen werden.

Diskutieren oder Argumentieren ist die eine Sache. Doch es gibt Situationen, da ist neben der Zivilgesellschaft die Justiz gefragt. Wenn zu Straftaten aufgerufen oder volksverhetzende Beiträge und Kommentare gepostet werden, dann sollte dies strafrechtlich verfolgt werden. Hier können Nutzer, die sich nicht auf Facebook und Co. verlassen wollen, selbst unterstützend tätig werden. Findet man Kommentare oder sonstige Angebote, die man für strafbar hält, dann genügt ein Screenshot und der Gang zur nächsten Polizeidienststelle, die die nötigen Mittel hat, dies weiter zu verfolgen.

Daneben gibt es auch digitale Möglichkeiten, verdächtige Kommentare und Websites zu melden. Auf der Online-Plattform von *jugendschutz.net* können solche Online-Angebote gemeldet werden. Diese werden überprüft und gegebenenfalls werden Urheber oder Provider zur Löschung der Beiträge aufgefordert. *Jugendschutz.net* kann die Beiträge zudem an die Polizei, die Kommission für Jugendmedienschutz oder die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien weiterleiten.

Die Möglichkeiten auch im virtuellen Raum für Demokratie und Menschenrechte einzustehen sind gegeben und sie können gerade im Internet kreativ und vielseitig eingesetzt werden. Es darf auch in der Online-Welt keinen Platz für menschenfeindliche Haltungen und Aktivitäten geben. Denn die Gefahr der Normalisierung rechtsextremer Argumente in gesellschaftlichen Diskursen ist immer dann gegeben, wenn diese hingenommen werden.

Unterstützung und Beratung: Das Netzwerk gegen Rechtsextremismus – für Demokratie

Menschen, die sich mit Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit konfrontiert sehen, sollen hierbei nicht allein gelassen werden. Unterstützung finden sie beim Netzwerk gegen Rechtsextremismus – für Demokratie im Saarland. Der Autor des vorliegenden Artikels ist Mitarbeiter im Adolfbender-Zentrum. Hier arbeitet er in der Fachstelle des Netzwerks gegen Rechtsextremismus – für Demokratie. Das Netzwerk



unterstützt kostenlos, unbürokratisch und zeitnah bei Problemen, Vorfällen und Fragen zum Umgang mit menschenfeindlichen und rechtsextremen Einstellungen sowie Verhaltensweisen. Es berät, klärt auf, informiert und fördert Kompetenzen.

Das Netzwerk gegen Rechtsextremismus – für Demokratie setzt sich für ein respektvolles Zusammenleben von Menschen verschiedener Lebenslagen, Herkunft, Kultur, Religion und für die Einhaltung der Menschenrechte in einer demokratischen Gesellschaft ein. Um antidemokratischen Tendenzen vorzubeugen und entgegenzutreten, unterstützen und entwickeln wir wirksame Strategien gegen Rechtsextremismus, Rechtspopulismus, Rassismus, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit - inklusive der mit diesen Dimensionen zusammenhängenden Formen von Sexismus, Homophobie sowie Abwertung von Menschen mit Behinderung und sozial benachteiligten Gruppen.

Anmerkungen

- 1 Für diesen Artikel wurden Rechtschreibfehler in Zitaten nicht korrigiert.
- 2 Vgl. jugendschutz.net, 2015, S. 19.
- 3 Vgl. Lang/Müller, 2010, S. 9.
- 4 Vgl. Lagebild Verfassungsschutz 2014, 2015, S. 23ff.
- 5 HVV ist die Abkürzung für den Hamburger Verkehrsverbund.
- 6 jugendschutz.net, 2015, S. 5.
- 7 Vgl. Klein/Groß/Zick, 2014, S. 73.
- 8 Vgl. Heitmeyer, 2002.
- 9 Vgl. Klein/Groß/Zick, 2014, S. 61.
- 10 Vgl. Saarbrücker Zeitung, 27.11.2015, S. B2.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Heitmeyer, Wilhelm, Deutsche Zustände. Folge 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2002.

jugendschutz.net, Rechtsextremismus online beobachten und nachhaltig bekämpfen. Bericht über Recherchen und Maßnahmen im Jahr 2014, Mainz 2015.

Klein, Anna/Groß, Eva/Zick, Andreas, Menschenfeindliche Zustände, in: Zick, Andreas/Klein, Anna, Fragile Mitte. Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Ralf Melzer. Bonn: Dietz Verlag 2014, S. 61-84.

Lang, Juliane/Müller, Yves, Neonazis im Web 2.0: Was sie machen und woran man sie erkennt. 1. Warum sind Neonazis im Web 2.0 aktiv?, in: Amadeu Antonio Stiftung (Hrsg.): Neonazis im Web 2.0. Erscheinungsformen und Gegenstrategien, Berlin 2010, S. 9-10. (Printausgabe vergriffen. Online unter: <http://www.netz-gegen-nazis.de/files/Netz.%20Web%202.0.pdf> (download 3.1.2016)).

Ministerium für Inneres und Sport, Lagebild Verfassungsschutz 2014, Saarbrücken 2015. Download unter: http://www.saarland.de/dokumente/res_innen/Lagebild_final.pdf.

Saarbrücker Zeitung vom 27.11.2015, Verfassungsschutz im Saarland besorgt wegen rechter Straftaten, Saarbrücken, S. B2.

Gefördert wird das Netzwerk durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms »Demokratie leben!« sowie durch das Ministerium für Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie des Saarlandes.

Weitere Informationen unter: www.adolf-bender.de / www.saarland.de/115227.html.



Ein Archivar auf rechten Pfaden

Der Germanist Günter Scholdt macht sich die Welt, wie sie ihm gefällt

Von Nicholas Williams

Es ist selten, daß sich die Geschichtswissenschaft der Pamphlete vom rechten Rand annimmt. Zum einen gibt es eine Vielzahl spannender und lohnender Themen, denen sich unsere Zunft widmen soll und will, zum anderen besteht die Gefahr, daß obskure und gesellschaftlich unbedeutende Autoren unnötig aufgewertet werden, wenn sie die Aufmerksamkeit seriöser Forschung erhalten. Handelt es sich bei einem solchen Autor allerdings um einen regional bekannten ehemaligen Archivleiter mit Professorentitel, verhält sich die Sache etwas anders, und die Relevanz dieses Beitrags ergibt sich nicht zuletzt aus Günter Scholdts Thesen zur saarländischen Geschichte, aber auch zum Antisemitismus. Auch in Scholdts wissenschaftlichen Arbeiten finden sich, wie hier dargelegt wird, bereits problematische Thesen, die einen Verdacht wecken, der durch seine jüngsten Pamphlete zur Gewissheit wird.

Günter Scholdt – Einsatz für die Heimatliteratur

Günter Scholdt arbeitete nach dem Studium in Saarbrücken an diversen Schulen. 1976 wurde er mit einer Arbeit über den Schriftsteller Norbert Jacques promoviert. 16 Jahre später habilitierte er sich mit einer teils gefeierten, teils aber auch kontrovers diskutierten Studie über das Hitlerbild deutscher Autoren, ehe er 1998 den Professorentitel erhielt. Von 1996 bis 2011 war Scholdt Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsaß.¹ Sein Werk aus dieser Zeit läßt bisweilen konservative Überzeugungen erkennen, was zunächst weder problematisch noch überhaupt groß bemerkenswert wäre, ebenso wenig wie die liberale oder sozialdemokratische Grundhaltung anderer Wissenschaftler. Trotzdem beschlich Burkhard Jellonnek seinerzeit ein »seltsamer Verdacht« hinsichtlich einer Tendenz,² die in der Folge immer offener zu-

tage treten sollte. Zunächst waren jedoch die Themenstellungen in dieser Phase von Scholdts Schaffen durchaus vielfältig und reichten – um nur eine sehr kleine Auswahl zu nennen – von Schriften über Alfred Gulden und Norbert Jacques bis hin zur Sozialdemokratin Adrienne Thomas und zum Kommunisten Gustav Regler.

Problematische Thesen und methodische Lücken: Die Verhandlung des Abstimmungskampfes 1955

2001 widmete sich Scholdt nun der Haltung der Schriftsteller in der zweiten Saarabstimmung 1955. Hier tritt ein eigenwilliges Geschichtsbild zutage, denn Jellonneks Beobachtung, daß Scholdt bereits in der Vergangenheit in der Frage der Exilautoren Ursache und Wirkung verwechselt habe, wiederholt sich in diesem Aufsatz in veränderter Form. So macht er dem Hoffmann-Lager den Vorwurf, daß sich ehemalige Nationalsozialisten ganz gut beim »Dicken« eingerichtet hätten, und nennt die Namen Alois (sic!) Masloh, Leo Lorscheider und Heinrich Welsch.³ Beispielhaft sei auf den Letztgenannten verwiesen: Der ehemalige Leiter der Gestapo in Trier mag nicht der Widerständler gewesen sein, als der er sich später ausgab. Anders, als Scholdt glauben läßt, war dessen Position jedoch gar nicht eindeutig im Hoffmann-Lager zu verorten: Welsch hielt sich während des Abstimmungskampfes Kontakte in beide Richtungen hin offen und löste schließlich Hoffmann als Ministerpräsidenten ab.⁴ Man könnte dies Opportunismus nennen, der ihm auch das politische Überleben nach dem Ende des »Dritten Reiches« ermöglichte.

Auch könnte man über diese Ungenauigkeit hinwegsehen, wenn Scholdt sie nicht zur Basis eines politischen Vorwurfs gemacht hätte. Laut Scholdt instrumentalisierte das

Hoffmann'sche Lager den Vorwurf der NS-Vergangenheit an die Opposition zu deren Delegitimation (und damit zur eigenen Legitimation), während die eigenen Reihen mit Belasteten durchsetzt gewesen seien. Da besteht ein logischer Widerspruch, denn an anderer Stelle im selben Beitrag schreibt er:

Die panschale und durchgängig disqualifizierende Identifikation der Nein-Sager mit Tendenzen des Dritten Reiches bzw. einem kriegerischen Hasardeurkurs gehört zu den größten politischen Fouls dieses Wahlkampfes und erweist sich als frühe Praktik einer bis heute gängig gebliebenen, äußerst problematischen Instrumentalisierung des NS-Vorwurfs.⁵

Gegenüber Hoffmann und seiner Regierung erhebt Scholdt also den NS-Vorwurf, auch gegen solche, die mit Hoffmann nur bedingt in Verbindung zu bringen sind. Mächtig Hoffmann aber denselben Vorwurf, mit mindestens ebenso großer Tatsachengrundlage, an die Opposition, so ist dies laut Scholdt ein »politisches Foul«, eine Instrumentalisierung der NS-Vergangenheit. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß politische Sympathien Scholdts Bewertung beeinflussen, und selbst dies wäre möglicherweise noch hinnehmbar, wenn er diese kenntlich (eben im Popper'schen Sinne: für andere nachvollziehbar) machen würde.

Scholdt wiederholt althergebrachte Klischees über die Regierung Hoffmann und verwechselt diese – selbst bei freundlicher Interpretation – mit der Völkerbundsverwaltung vor 1935. So bezeichnet er die Regierung Hoffmann als »autoritäre Erziehungsdiktatur«, gegen die sich »mit Recht der Volkszorn richtete«. Er setzt den Begriff des »Volkszorns« nicht in Anführungszeichen – wohl jener »seltsame Zungenschlag«, den ihm Jellonnek attestierte. Den Begriff »autoritäre Erziehungsdiktatur« hingegen setzt er in Anführungszeichen, allerdings nicht, um sich davon zu distanzieren, sondern um ihn als zitierten Begriff zu kennzeichnen, den er für eine treffende Charakterisierung der Regierung Hoffmann hält. Der Begriff »autoritäre Erziehungsdiktatur« ist ein Kampfbegriff, keine historische Beschreibung oder Analyse, denn eine Diktatur ist ihrem Wesen nach autoritär. Diese Dopplung hat daher keinen Sinn. Der Begriff »Erziehungsdiktatur« hingegen wird für gewöhnlich mit kommunistischen Diktaturen wie der ehemaligen DDR in Verbindung gebracht, und eignet

sich daher ebenfalls denkbar schlecht für eine Beschreibung der Regierung Hoffmann. Was auch immer deren Verfehlungen waren, der Kommunismus gehörte nicht dazu. Auch nennt Scholdt keine Gründe dafür, daß er diesen ideologisierten Begriff vorzieht und die Tatsache außer Acht läßt, daß auch die Bundesrepublik unter Adenauer in einigen Bereichen durchaus autoritäre Züge hatte.⁶

Stattdessen schreibt Scholdt zur Kritik an dem Begriff in Anmerkung 65 etwas lapidar, daß sie »mich nicht überzeugt.«⁷ Wissenschaftliches Arbeiten, und so auch in der Frage, wie Scholdt die Regierung Hoffmann bewertet, ist aber keine reine Sache der Überzeugungen. Wer wissenschaftlich oder zumindest akademisch belegen will, muß auch Belege liefern, wenn er eine so starke Wertung vornimmt. Karl Popper postulierte daher, daß Argumente »intersubjektiv nachvollziehbar« sein müssen, das heißt, Belege und Quellen müssen genannt sein, nicht, damit der Leser sie teilen, aber doch nachvollziehen kann. Verschweigt Scholdt also dem Leser seine Gründe, warum er einen ideologisch aufgeladenen Begriff bevorzugt, und läßt er dabei unterschwellig politische Überzeugungen einfließen, so ist die Argumentation unlauter bzw. sie fällt in sich zusammen.

Methodische Lücken und selektiver Umgang mit Tatsachen

Wie groß Scholdts methodische Lücken sind, zeigt sich nicht zuletzt an seinen – teilweise im Pluralis Majestatis gehaltenen – Reaktionen auf die ursprünglich im Blog der *Saarbrücker Hefte* erschienene Version dieses Beitrags⁸ (auf die aufgrund ihrer verleumdenden, stellenweise beleidigenden Rhetorik ansonsten nicht weiter eingegangen wird). Dort zitiert er Ernst Jünger mit den Worten, »Wer sich selbst interpretiert, geht unter sein Niveau.«⁹ Günter Scholdt, Literaturwissenschaftler, hätte es besser wissen müssen, denn der Aphorismus Jüngers lautet korrekt: »Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau.«¹⁰ Scholdt beschwert sich im selben Atemzug über die mangelnde Wertschätzung seiner literarischen Qualitäten durch den Verfasser¹¹ und versucht, sich selbst durch die Kombination mit besagtem

Zitat auf eine Stufe mit Ernst Jünger zu stellen. Dies läßt mehr als nur die übliche, unter Akademikern verbreitete Eitelkeit erkennen.

Auf Scholdts Homepage befindet sich ebenfalls seine 1996 verfaßte Replik¹² auf Hans Horch. Dieser hatte ein Buch von Nikolaus Fox in den *Saarbrücker Hefen* rezensiert, was der Ausgang des Streits gewesen war. Nun hat sich Horch durch die deftige Sprachwahl (um das vorsichtig zu formulieren) in der Überschrift seiner Rezension, die sich in einer gewissen Polemik fortsetzt, durchaus angreifbar gemacht. Scholdt schickte seinerzeit eine – ebenfalls von Polemik nicht freie – Replik an die *Saarbrücker Hefte*, die abgedruckt wurde und geringfügig länger ausfiel als Horchs ursprüngliche Rezension.¹³ Horch wiederum antwortete im selben Heft in etwa gleicher Länge.¹⁴ Die *Saarbrücker Hefte* setzten die Debatte aber nicht fort und druckten Scholdts erneute, auf seiner Homepage (s.o.) verfügbare Replik, nicht ab. Dies kann man schade finden, ob jedoch eine Dauerfehde Horch/Scholdt weiterhin Sinn gemacht hätte, nach dem die Positionen ausgetauscht waren, sei dahingestellt. Es bleibt jedoch festzuhalten: Scholdt hat Gelegenheit erhalten, sich zu äußern, und zwar nicht nur in Form eines gekürzten Leserbriefs, sondern ausführlich. Hier also von mangelnder Meinungsfreiheit zu sprechen, ist sachlich falsch. Daß er allerdings auf seiner Seite Gegner zu Wort kommen ließe: Fehlanzeige.

Scholdt vermied es, darauf hinzuweisen, daß er zu Wort kam; zu Wort zu kommen, genügt ihm nicht; er will als Einziger zu Wort kommen bzw. nur solche Meinungen gelten lassen, die der seinen entsprechen, erst dann besteht für Scholdt »Meinungsfreiheit«. Dabei macht er als Autor politischer Traktate wie dem *Konservativen Prinzip*¹⁵ sowie als regelmäßiger Beiträger zu einem der Hauptorgane der »Neuen Rechten«, der Zeitschrift *Sezession* (Antaios-Verlag), von einem grundgesetzlich verbrieften Recht (Art. 5, Pressefreiheit) zu recht Gebrauch, und findet damit in manchen Kreisen auch Gehör. Dies widerlegt ihn, genügt ihm aber nicht. Scholdt duldet keine Kritik an seinen mitunter aggressiv vorgetragenen Überzeugungen, er beschimpft Gegner, redet bei Widerspruch von »Denunziantentum« und »Zeloten«, und sieht sich selbst als Opfer – eine Me-

thode, wie sie auch von der AfD betrieben wird,¹⁶ deren Umgang mit Quellen und Informationen ebenso selektiv ist wie der von Scholdt. Der dahinterstehende Versuch ist, vermeintliche Realität durch Wiederholung zu konstruieren. Scholdt sucht und findet die gesellschaftlich umkämpfte Opferrolle, die ihm zur vermeintlichen moralischen Überlegenheit verhilft, und von der herab er Überzeugungen und Thesen verbreitet, die scheinbar keiner Belege mehr bedürfen. Scholdt beansprucht die Deutungshoheit über den Begriff »Meinungsfreiheit«, er will Ankläger, Angeklagter und Richter zugleich sein. Überhaupt könnte man den Eindruck gewinnen, Scholdt lasse sich gelegentlich nur allzu sehr von seinen Emotionen leiten. Er wirft mit Vorwürfen und Beleidigungen um sich¹⁷ und dem Gegner die Verweigerung einer Debatte vor, deren semantische Parameter zu bestimmen er sich selbst vorbehält. Le débat, c'est moi.

Antisemitische Ausfälle

Nicht nur *Das Konservative Prinzip*, sondern auch Scholdts Schmähschrift *Vergesst Broder. Sind wir immer noch Antisemiten?* ist in vielerlei Hinsicht eine Selbstentlarvung. Scholdt wendet sich gegen den Journalisten und Buchautor Henryk M. Broder, der im *Spiegel*, dem *Berliner Tagesspiegel* sowie in der *Welt* unter anderem Beiträge zum deutsch-israelischen Verhältnis, zum jüdischen Leben in Deutschland sowie zum Antisemitismus verfaßt. Nun teilt Broder selbst durchaus gerne aus; seinen privaten Blog, auf dem er sich mit Gegnern auseinandersetzt, nennt er »Sparring-Arena«. Trotzdem ist Scholdts Traktat mehr als nur eine Kritik an Broder, es ist eine 93-seitige Ablehnung des Judentums.¹⁸ Grob gesprochen gründet der Antisemitismus in diesem Büchlein auf mindestens vier Pfeilern.

Erstens spricht Scholdt Juden in Deutschland eine Teilnahme an der politischen Debatte ab, zumindest in ihrer Rolle als Juden. Juden, so Scholdt, hätten sich im Interesse ihrer eigenen Gesundheit zurückzuhalten. So ermahnt er den Zentralrat der Juden in Deutschland, sich um ein »besseres Image« zu bemühen, sonst könne es »stürmischer« werden (S. 92) – man könnte dies

als Drohung verstehen. Auch sind ihm politisch engagierte Juden, insbesondere politisch engagierte jüdische Literaten, suspekt (S. 75); übten Juden Kritik, so wie Broder, hätten sie sich Ausgrenzung selbst zuzuschreiben (S. 82). Scholdt, der sich selbst die Meinungsfreiheit auf die Fahnen schreibt, fordert nichts anderes, als daß seine Gegner schweigen sollen, vor allem dann, wenn sie Juden sind. Scholdt versucht damit, die Uhren auf die Zeit vor 1871 und der Judenemanzipation zurückzudrehen.

Zweitens beschwert sich Scholdt darüber, daß der Holocaust (der Verfasser bevorzugt den Begriff Schoah, der übersetzt »Katastrophe« bedeutet und damit das Geschehen treffender charakterisiert – hierüber läßt sich jedoch trefflich streiten) vermeintlich ständig thematisiert würde, daß es sich um eine fortlaufende und dauerhafte Präsentation der Schande handele, die wirtschaftlichen und politischen Interessen diene – er erfand in diesem Zusammenhang gar den Begriff »Holocaust-Dienstleistungsbranche« (S. 12). Ein Beleg für diese Behauptung bleibt aus. Nun handelt es sich hierbei in der Tat um eine Haltung, mit der Scholdt nicht allein dasteht. Die »Schlussstrichmentalität«, die er auf S. 93 gar Nahum Goldmann unterstellt, dem Vorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses, machte bereits kurz nach Kriegsende die Runden, und sie hat mit Goldmann nichts zu tun.¹⁹ Nicht jeder teilte diesen Umgang mit der deutschen Vergangenheit. Peter Reichel zeichnet die Debatten in den 50er Jahren nach, als Adenauer begann, das Gespräch mit der israelischen Regierung über Wiedergutmachung zu suchen, die angesichts der geschehenen Verbrechen ohnehin nur symbolischen Charakter haben konnte und in Israel zunächst mit Empörung aufgenommen wurde. Trotzdem lehnte Umfragen zufolge eine Mehrheit der Deutschen auch dieses Unterfangen ab, wenige Jahre nach Kriegsende. Reichel führt diese mangelnde Bereitschaft, in irgendeiner Form Wiedergutmachung zu leisten, auf den latent vorhandenen Antisemitismus zurück – und nennt damit das Kind auch beim Namen.²⁰ Für Scholdt, und das ist die Krux, gibt es überhaupt keine legitime Beschäftigung mit der deutschen Verantwortung, und wenn doch, so soll sie, wenn schon nicht abgestritten, so doch relativiert und mit Vorwürfen

an Juden verbunden werden. Diese Form der Verleugnung, der Schuldumkehr, die dazu führt, auf möglichst viele jüdische Verfehlungen hinzuweisen, wird »sekundärer Antisemitismus« genannt; es handelt sich dabei um Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz. Der israelische Psychoanalytiker Zvi Rex brachte es auf den Punkt, als er sagte, daß die Deutschen den Juden Auschwitz nicht verzeihen würden.²¹ Zumindest auf Scholdt trifft dies wohl zu.

Dies leitet über, drittens, zu einer diskursiven Verdrängung. Scholdt behauptet mehrfach, daß es in Deutschland einen linksliberal-grünen Mainstream gebe, der abweichende Meinungen unterdrücke. Die Methode wurde oben bereits beschrieben; Scholdt wendet sie in klassisch antisemitischer Form dergestalt an, daß jüdischen Organisationen sowie israelfreundlichen Medien eine Debattenhoheit unterstellt wird, die sie nachweislich nicht besitzen: Kein Land wird in deutschen Medien so oft und so heftig kritisiert wie Israel, wie Monika Schwarz-Friesel, Linguistin an der TU Berlin, in einer Studie herausgefunden hat.²² Die Behauptung, in Deutschland könne man Israel nicht kritisieren, ist schlicht falsch, und es schwingt dabei noch dumpf das verschwörungstheoretische Bild der mächtigen jüdischen Netzwerke mit.

Viertens, und auch hier setzen sich die bereits von Jellonnek beobachteten Tendenzen fort, verwechselt Scholdt auch bei seiner Verhandlung des Antisemitismus Ursache und Wirkung. Er sucht die Ursachen für den Antisemitismus nicht bei den Antisemiten, sondern bei den Juden – ein klassisches Grundmuster der antisemitischen Argumentation. So schreibt er auf S. 40: »Gerade aus jüdischem Eigeninteresse scheint mir die Frage relevant, was denn bestimmte Sozialtypen dieser Volksgruppe offenbar länderübergreifend zu identifizierbaren Reizfiguren hat werden lassen.« Diese Eigenschaften erklären für Scholdt den Antisemitismus, der auch in seinen gewalttätigsten Ausprägungen für ihn einen »rationalen Kern« beinhaltet – näher kann man, bezogen auf die Schoah, der Geschichtsklitterung diesseits der Holocaust-Leugnung kaum kommen.

Autorenschlacht

Auch der institutionelle Rahmen, in dem Scholdts jüngere Schriften erschienen, macht deutlich, daß er sich längst aus der wissenschaftlichen Debatte verabschiedet hat, so er dort, insbesondere in historischen Zusammenhängen, je einen Platz hatte. *Das Konservative Prinzip* sowie *Vergesst Broder* sind im Antaios-Verlag erschienen. Dieser Verlag, dessen Name sich nach an die von Ernst Jünger mit herausgegebene Zeitschrift anlehnt, gehört Götz Kubitschek und ist ein Verlag der »Neuen Rechten«, jener Strömung, die eine ideologische Scharnierfunktion zwischen Konservatismus und Rechtsradikalismus einnimmt.²³ Scholdts Buch *Das konservative Prinzip* lieferte denn auch den Anlaß für eine grundlegende Recherche von Julian Bernstein (*Saarbrücker Hefte*), die Jellonneks schlimmste Befürchtungen bestätigte.²⁴ Auf diesen Beitrag reagierte Scholdt entsprechend dünnhäutig, zumindest läßt die Replik auf seiner Homepage dies glauben,²⁵ und bestätigt die oben gemachten Beobachtungen zu seiner eigenen Kritikunfähigkeit. Da er jedoch inhaltlich auf die geäußerte Kritik kaum einging, sei der/dem LeserIn hier selbst die Nachverfolgung der Debatte empfohlen, auf daß sie oder er sich ein eigenes Bild mache.

Auch Scholdts jüngstes Buch, *Die große Autorenschlacht*, erschien in diesen politischen Zusammenhängen, herausgegeben vom *Institut für Staatspolitik* (IfS), und darin in der Reihe »Berliner Schriften zur Ideologienkunde«. Sowohl der Verlagsname wie auch der Reihentitel lassen erkennen, daß es hier nicht um wissenschaftliche Beschäftigung geht, sondern daß politische Absichten verfolgt werden, die sich hinter den hochtrabenden Namen gar nicht mehr verbergen wollen. »Ideologienkunde«, so wird deutlich, ist Ideologieverbreitung. Das IfS selbst wiederum ist eine Gründung von Götz Kubitschek, der hier am besten selbst zu Wort kommt:

Im Frühjahr 2000 traf sich ein halbes Dutzend Personen der neurechten Szene, um die Möglichkeiten institutionalisierter Bildungs- und Forschungsarbeit auszuloten. Auslöser für unsere Gründungsinitiative war ein Interview, das die Junge Freiheit im November 1999 mit Karlheinz Weißmann führte, in dem er die Notwendigkeit eines »Reemtsma-Instituts von rechts« betonte. Ich griff den Gedanken auf, sprach

*Weißmann an und legte einen ersten Arbeitsplan vor. Ein paar Wochen später fiel der Name Institut für Staatspolitik: Das IfS war gegründet.*²⁶

Die Feststellung, daß es sich um eine Institution der »Neuen Rechten« handelt, entspricht damit einer Selbstzuschreibung. Ziel neurechter Institutionen wie des IfS ist es, laut Wolfgang Gessenharter, »auf die politische Kultur der Bundesrepublik im Sinne ihrer ideologischen Orientierung einzuwirken, um auf diese Weise den politischen Primat zu erringen.« Zu den Parametern, die laut Gessenharter hierbei das neurechte Denken charakterisieren, gehören unter anderem ein Freund-Feind-Denken sowie die Homogenitätserzwingung und die Aussonderung des Heterogenen.²⁷

In *Die große Autorenschlacht. Weimars Literaten streiten über den Ersten Weltkrieg*,²⁸ teilt die behandelten Autoren etwas holzschnittartig in »links« und »rechts« ein, eine binäre Oppositionsstellung, die er auch schon im »Konservativen Prinzip« vorgenommen hatte, wo er gesellschaftliche Strömungen in konservativ einerseits und liberal-progressiv-links andererseits eingruppierte. Ein wenig mehr Differenzierung läßt er in der »Autorenschlacht« zu und gesteht Grauschattierungen zumindest ein; seine eigene Einteilung der Autoren in das jeweilige Lager nimmt er anhand von Fremd-, nicht Selbstzuschreibungen vor. Gleichzeitig macht er gleich zu Beginn deutlich, daß sein Buch sich gegen die vermeintliche Tendenz wendet, nur pazifistische Schriftsteller zu würdigen.²⁹

Schnell läßt der Blick in Scholdts *Autorenschlacht* die gleichen handwerklichen Fehler erkennen, die hier schon mehrfach festgestellt wurden. So beschreibt er die Kontroverse zwischen Gottfried Benn auf der einen sowie Jörg Döring und Eberhard Schütz auf der anderen Seite, in der es um die erschossene britische Krankenschwester Edith Cavell gegangen war, deren Hinrichtung Benn verteidigt hatte. Diese Hinrichtung nennt Scholdt ohne Belege »militärgerichtlich unanfechtbar«.³⁰ Einwandfrei war diese Hinrichtung allerdings nicht: Der Rechtshistoriker Andreas Toppe kam zu dem Schluß, daß diese Hinrichtung zum einen ein Verstoß gegen die Haager Landkriegsordnung von 1907 war, und daß der Absatz nach dem Reichsstrafgesetzbuch, nach dem Cavell zum Tode verurteilt worden war (§ 90 Abs. 3), gar keine Todesstrafe vor-

sah, sondern eine lebenslängliche Gefängnisstrafe. Damit war das Urteil ein Verstoß gegen den Rechtsgrundsatz, daß keine Strafe ohne gesetzliche Grundlage verhängt werden darf; eine Verschärfung der gesetzlich vorgesehenen Strafe (also etwa von lebenslanger Haft zum Todesurteil) liegt nicht im Ermessen des Gerichts.³¹ Anders, als Scholdt schreibt, war dieses Urteil mitnichten »militärgerichtlich unanfechtbar«. Trotzdem stellte Scholdt diese Behauptung beleglos in den Raum, die bei genauerer Betrachtung doch nur seine persönliche Wertung ist, die er nicht begründen kann. Es ist zu hoffen, daß diese Wertung in Unkenntnis der Tatsachen geschah, in welchem Fall sie nur ein weiterer von Scholdts vielen handwerklichen Fehlern wäre. Geschah sie in Kenntnis der Tatsachen, so stellt sie die Ablehnung eines der ältesten Rechtsprinzipien überhaupt dar.

Auch im Zusammenhang der Weimarer Autoren kann Scholdt es nicht lassen, gesondert auf das Thema »Juden« einzugehen. Der Verfasser kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß hier eine regelrechte Obsession vorherrscht: Niemand zwingt ihn, darüber zu schreiben. Die von ihm bereits konstatierte Wahrnehmung, daß jüdische Kritiker stets besonders zahlreich gewesen seien, wird zum sich selbst bestätigenden Tunnelblick, wenn er sich nun einmal vorzugsweise mit jüdischen Kritikern beschäftigt. Dies ist umso bedenklicher, als daß die politische Stoßrichtung bereits festgestellt wurde: Es geht in diesem Buch nicht um »Wissenschaft«, es geht, wie der Name der Reihe bereits sagt, um Ideologie, um die Gestaltung von Diskursen. So stellt er gleich zu Beginn des Kapitels fest, daß der Anteil jüdischer Literaten, die von glühenden Kriegsbefürwortern zu dessen Gegnern geworden waren, »auffallend hoch« gewesen sei.³² In der Folge führt er dies u.a. auf das besondere Kosmopolitische des Judentums zurück, verhandelt unter der Überschrift »Jüdische Konversionen und Interessen«. Zwar gesteht Scholdt zu, daß »viele von ihnen den Kriegsausbruch als große Chance verstanden, sich endgültig in Deutschland einzuwurzeln und voll akzeptiert zu werden,«³³ stellt aber in der Folge den Juden eine »besondere Affinität zum Kommunismus« aus und einen »jüdischen Drang zur Macht«. Bemerkenswert auch, daß er davon spricht, daß viele so den

Kriegsausbruch »als Chance verstanden«, nicht, daß er die Chance zum Beweis der patriotischen Gesinnung bot, und daß Juden sich damit »einwurzeln« wollten – noch einmal jener »seltsame Zungenschlag«. Auch sonst folgt im restlichen Kapitel nichts, was den eingangs geweckten Verdacht abschütteln könnte, daß hier zumindest indirekt ein Neuaufguß der Dolchstoßlegende erfolgt, der darauf abzielt, das alte Klischee der Juden als »vaterlandslose Gesellen« aufzugreifen und jüdischen Literaten die Schwächung des Kriegswillens anzulasten. Näher kann man der Geschichtsklitterung zum Ersten Weltkrieg diesseits der NS-Propaganda kaum kommen.

Fazit

Der Archivar regionaler Literatur Günter Scholdt hat in diesem Beitrag deutlich mehr Aufmerksamkeit erfahren, als er verdient. Dies hatte vor allem den Grund, daß er noch vorigen Sommer öffentlich in einer Ringvorlesung des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes sprach. Die Reaktionen des Publikums waren, gelinde gesagt, verhalten. Statt des Themas, zu dem er hätte sprechen sollen (und in dessen Zusammenhang er auch seine methodisch falschen Thesen zur Regierung Hoffmann verbreitete), sprach er die halbe Zeit darüber, warum Europa gescheitert sei, und nutzte die Gelegenheit, die vermeintlichen Verfehlungen der Geschichte als Wissenschaft aufzuzählen. Auch dies war ein weiterer handwerklicher Fehler: Es gehört zu den akademischen Gepflogenheiten, zu dem Thema zu sprechen, zu dem man eingeladen wurde, und nicht die Redezeit zu nutzen, dem Publikum die eigene politische Meinung zu erläutern, oder zu einem Rundumschlag gegen ihre Disziplin auszuholen (es sei denn, dies wäre das Thema der Einladung gewesen, was aber nicht der Fall war). Scholdt mag Verdienste um die Literatur der Region haben, aber dann sollte er auch bei diesen Themen bleiben, und nicht von jenen sprechen, die seine Fähigkeiten offenkundig übersteigen.

Anmerkungen

- 1 So sein Lebenslauf auf seiner privaten Internetpräsenz, <http://www.scholdt.de/wissenschaftlicher-lebenslauf/>, Zugang am 14. Mai 2015.
- 2 Burkhard Jellonnek, Doppelrezension zu: Günter Scholdt, Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919-1945 und ihr Bild vom »Führer«, Bonn: Bouvier, 1993, sowie zu Oliver Rathkolb, Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich, Wien: ÖBV, 1991, in: Archiv für Sozialgeschichte 34 (1994), S. 703 – 707.
- 3 Günter Scholdt, Saarländische Autoren zur Volksbefragung 1955, in: Wolfgang Brücher (Hg.), Grenzverschiebungen. Interdisziplinäre Beiträge zu einem zeitlosen Phänomen, St. Ingbert: Röhrig, 2003, S. 261 – 305, hier: S. 292.
- 4 Hans-Christian Herrmann, Sozialer Besitzstand und gescheiterte Sozialpartnerschaft. Sozialpolitik und Gewerkschaften im Saarland 1945 bis 1955, Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag, 1996, S. 526/526.
- 5 Scholdt, Saarländische Autoren, S. 275.
- 6 Bernd Stöver: Rezension zu: Buchloh, Stephan: »Pervers, jugendgefährdend, staatsfeindlich.« Zensur in der Ära Adenauer als Spiegel des gesellschaftlichen Klimas. Frankfurt a.M. 2002, in: H-Soz-Kult, 19.12.2002, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-1589>, abgerufen am 20. Mai 2015.
- 7 Scholdt, Saarländische Autoren, S. 293.
- 8 <http://www.saarbrücker-hefte.de/blog-1/>, abgerufen am 15. Juli 2015.
- 9 <http://www.scholdt.de/chefsache-meinungsfreiheit/>, abgerufen am 15. Juli 2015.
- 10 Ernst Jünger, Blätter und Steine, (Kapitel: Epigrammatischer Anhang), Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt, 1934, S. 226.
- 11 <http://www.scholdt.de/chefsache-meinungsfreiheit/>, abgerufen am 15. Juli 2015.
- 12 Günter Scholdt, Replik auf Hans Horchs Polemik, PDF auf <http://www.scholdt.de/chefsache-meinungsfreiheit/>, abgerufen am 15. Juli 2015.
- 13 Günter Scholdt, »Tiefbraune Scheiße«? Oder: ein Holzer am Werk, in: Saarbrücker Hefte 76 (1996), S. 102/102.
- 14 Hans Horch, Geschichtslektionen, Deutschlands Ehre rettend, in: Saarbrücker Hefte 76 (1996), S. 102/103.
- 15 Günter Scholdt, das Konservative Prinzip, Schnellroda: Antaios, 2011.
- 16 Jens Jessen, Wir geben nichts, Die Zeit 27 (2015).
- 17 Es sei auf die Antworten auf seine Gegner unter der Rubrik »Chefsache Meinungsfreiheit« verwiesen, die Scholdt auf seiner Homepage veröffentlicht. So beschimpft er über den Umweg eines Jünger-Zitats seine Kritiker von den Saarbrücker Heften als »Stinktiere«, vgl. <http://www.scholdt.de/chefsache-meinungsfreiheit/>, abgerufen am 15. Mai 2015.
- 18 Günter Scholdt, Vergesst Broder! Sind wir immer noch Antisemiten? Schnellroda: Antaios, 2013.
- 19 Robert Sigel, Die Dachauer Prozesse 1945 – 1948 in der Öffentlichkeit, in: Jörg Osterloh, Clemens Vollnhals (Hg.), NS-Prozesse und deutsche Öffentlichkeit: Besatzungszeit, frühe Bundesrepublik und DDR, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011, S. 131 – 147, hier: S. 147 (Fazit).
- 20 Peter Reichel, Die NS-Gewaltverbrechen in den öffentlichen Debatten der Bundesrepublik. Von den Nürnberger Prozessen zum Holocaust-Mahnmal, in: Ulrich Willems, Demokratie und Politik in der Bundesrepublik 1949–1999, S. 45 – 62, hier: S. 51/52.
- 21 Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Dossier Antisemitismus, Philipp Gessler: Sekundärer Antisemitismus, online auf <http://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/37962/sekundaerer-antisemitismus>, abgerufen am 16. Mai 2015.
- 22 Philipp Woldin, Die Medien kritisieren kaum ein Land so oft wie Israel, ZEIT online vom 4. August 2014, <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-08/israel-medien-kritik>, abgerufen am 23. Juli 2015.
- 23 Uwe Backes, intellektueller Rechtsextremismus in Deutschland, bpb vom 14. Dezember 2012, <http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/151617/intellektueller-rechtsextremismus-in-deutschland>, abgerufen am 15. Juli 2015.

- 24 Julian Bernstein, Das braune Prinzip, in: Saarbrücker Hefte 107 (2012), S. 16 – 20.
- 25 <http://www.scholdt.de/chefsache-meinungsfreiheit/>, abgerufen am 16. Juli 2015.
- 26 Chronik des Instituts für Staatspolitik nach eigener Darstellung auf dessen Internetseite, hier Eintrag Mai 2000, <http://staatspolitik.de/institut/chronik/>, abgerufen am 15. Juli 2015.
- 27 Wolfgang Gessenharter, Thomas Pfeiffer (Hrsg.): Die neue Rechte: eine Gefahr für die Demokratie? Wiesbaden: VS, 2004, S. 33.
- 28 Günter Scholdt, Die große Autorenschlacht. Weimars Literaten streiten über den Ersten Weltkrieg, Schnellroda: Institut für Staatspolitik, 2015 (Berliner Schriften zur Ideologienkunde, Bd. 5).
- 29 Ibid., S. 16 – 18.
- 30 Ibid., S. 18.
- 31 Andreas Toppe: Militär und Kriegsvölkerrecht. Rechtsnorm, Fachdiskurs und Kriegspraxis in Deutschland 1899–1940, München: Oldenbourg, 2007, S. 126f.
- 32 Scholdt, Autorenschlacht, S. 219.
- 33 Ibid., S. 220.

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte

mit dessen Hilfe wir das Leben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14 , Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Moralisch im Reinen

Der Historiker Heinrich Küppers verharmlost in einer Biografie die NS-Vergangenheit des »ewigen« Ministerpräsidenten Franz Josef Röder

Von Julian Bernstein

Historikern geht es darum, die Vergangenheit möglichst nüchtern zu rekonstruieren, das Handeln der Menschen kritisch zu hinterfragen und möglichst objektiv darzustellen – zumindest der Theorie nach. Nicht selten verfolgen Historiker aber eigene Interessen. Die einen wollen mit ihren Werken großen politischen Ideen zum Durchbruch verhelfen, andere verstehen die Geschichte als plumpe Legitimationswissenschaft zur Flankierung aktueller politischer Vorhaben, und wieder andere schreiben gegen historische Ungerechtigkeiten an. Auch Heinrich Küppers – bis 2005 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Wuppertal – verfolgt mit seinem 154-seitigen Röder-Büchlein (*Franz Josef Röder (1909-1979). Baumeister des Bundeslandes Saarland*)¹ sein ganz eigenes Ziel. Der *Saarbrücker Zeitung* sagte er Ende vorigen Jahres, eine Diskussionsveranstaltung habe ihn zur Forschung veranlaßt. Dort wurden für seinen Geschmack allzu kritische Fragen zur NS-Vergangenheit des früheren Ministerpräsidenten laut, weshalb er sich dachte: »Röder kann doch nicht so niedergemacht und kritisiert werden.«² Dankenswerterweise schickt Küppers diese Warnung vorweg. So muß man sich bei der Lektüre denn auch nicht wundern, daß Franz Josef Röder – der »Baumeister« des Saarlandes – mehr oder weniger durchgängig als untadelige Lichtgestalt beschrieben wird: Als »souverän«, »mutig«, »leidenschaftlich«, »sachlich«, »authentisch«, »klug«, »stets fair und kollegial« zeichnet Küppers seinen Röder, der mit »Courage«, »Charisma«, »Ehrgeiz«, »Eloquenz«, »Intelligenz« und »politisch-geistiger Brillanz« vermeintlich selbstlos zwanzig Jahre lang die Interessen des Saarlandes vertreten habe. Natürlich konnte er in der politischen Auseinandersetzung auch autoritär und hart sein, räumt Küppers ein, doch nur dann, wenn er die

Interessen seines geliebten Landes in Gefahr sah. Man merkt schnell: Küppers' politische Biografie ist mehr Hommage als Wissenschaft und wohl ganz im Sinne der CDU-nahen Unionsstiftung, die das Werk über ihren »ewigen« Ministerpräsidenten finanziert hat. Röder wird zur großen einigenden Figur der saarländischen Nachkriegsgeschichte stilisiert, die zwischen den Heimatbundparteien und der CVP von Johannes Hoffmann vermittelt habe. Wichtig ist Küppers dabei die scharfe Abgrenzung zu den Altnazis Heinrich Schneider (FDP/DPS) und Hubert Ney (CDU). Die ergebe sich daraus, »daß Röder zeit seines Lebens große Vorbehalte gegen nationalistische Dogmen hatte und erst recht gegen nationalsozialistisches Denken.« (24) Ob diese Vorbehalte tatsächlich »zeit seines Lebens« bestanden, ist jedoch fraglich.

Röder und die saarländische Historikerzunft

Jede Jubelhymne auf Röder ist heute mit einem unschönen Problem konfrontiert: der Zeit zwischen 1933 und 1945. Als junger, frisch promovierter Lehrer trat Röder am 1. August 1933 der NSDAP bei, wenig später auch dem NS-Lehrerbund (NSLB) und dem NS-Kraftfahrkorps (NSKK). Auf Seiten der Deutschen Front kämpfte er für den Anschluß an Hitler-Deutschland. Nach dem Anschluß des Saarlandes wechselte Röder 1937 in den begehrten Auslandsschuldienst in die Niederlande, wo er im Auftrag des gleichgeschalteten Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) auch die Auswahl nationalsozialistisch gesinnter niederländischer Studierender für ein Studium im Deutschen Reich verantwortete. Diese Nähe zum Nazi-Regime läßt sich heute nicht mehr so einfach verschweigen. Mit dem Erscheinen von Peter Wettmann-Jungbluts Auseinander-

setzung mit Röders Vergangenheit in der Zeitschrift *saargeschichte*¹ hat sich unter den Röder-Fans der saarländischen Historikergunft denn auch ein Strategiewechsel vollzogen.³ Der frühe, noch vor dem Anschluß des Saarlandes erfolgte Eintritt in die NSDAP, den der Historiker Erich Später in dieser Zeitschrift im Jahre 2003 bekannt machte⁴, wird nun – mehr als ein Jahrzehnt später – durchaus zur Kenntnis genommen. Ebenso kommt man nicht mehr darum herum, Röders zunächst 1940 im Besatzungsorgan *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* erschienenen Aufsatz *Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms 1578. Ein Hilferuf an das Reich* zu erwähnen.⁵ Der Aufsatz über die Rede eines niederländischen Adligen, der das Heilige Römische Reich um Hilfe im Kampf gegen die katholischen Spanier anflehte, sollte die historische Zugehörigkeit der Niederlande zu Deutschland betonen und die Besetzung historisch legitimieren. Seinen Aufsatz hat Röder 1941 als Sonderdruck separat herausgebracht⁶ und 1942 ein weiteres Mal im *Niederlandbuch* veröffentlicht, einer Gemeinschaftspublikation hoher Funktionäre der deutschen Besatzungsmacht und niederländischer Kollaborateure zum Zwecke der NS-Propaganda.⁷ Diese, für eine aktiv-unterstützende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus sprechenden Tatsachen werden heute zwar benannt, jedoch im Großen und Ganzen als Lappalien abgetan – auch von Küppers. Als er etwa auf Röders Epurationsverfahren nach dem Krieg und seine NSDAP-Mitgliedschaft zu sprechen kommt, leitet er die betreffende Passage so ein: »Wirklich Belastendes musste er nicht anmelden.« (16) In diesem Satz steckt nicht nur eine Bagatellisierung der Mitgliedschaft in der NSDAP, sondern auch die gerade für einen Historiker irrixe Annahme, Röders schwer nachprüfbare Angaben seien vollständig und entsprächen zwangsläufig der Wahrheit. Und diesem Stil geht es weiter. In einem Rechtfertigungsschreiben, das Röder während seines Epurationsverfahrens verfasst hatte, erklärt er seinen frühen und freiwillig erfolgten Beitritt zur Hitler-Partei nicht mit seiner nationalsozialistischen Gesinnung, sondern mit dem vermeintlich großen moralischen Druck, der auf ihm lastete, sich mit dieser Mitgliedschaft zu Deutschland zu bekennen. Küppers macht sich gar nicht die

Mühe, diese Argumentation zu hinterfragen, er übernimmt sie schlichtweg: »Die Situation, die Röder hier schildert, ist von ihm keineswegs dramatisiert worden, um ein eigenes moralisches Fehlverhalten zu relativieren, sondern war, wie die Forschung längst belegt hat, Wirklichkeit.« (17)

Röder und die SA

Es ist das Porträt eines harmlosen patriotischen Mitläufers, das Küppers zeichnet. Das gelingt ihm unter anderem, indem er auf Röders Wirken als Mitglied der Deutschen Front zur Zeit der Saarabstimmung mit keinem Wort eingeht. Mit welchen Mitteln die von den Nazis gesteuerte Organisation gegen Hitler-Gegner vorging, und welche Rolle Röder dabei spielte, erfährt der Leser nicht. Die Quellen, die von Röders eigenhändigem Mitwirken im Saarkampf Zeugnis ablegen, sind in der Tat spärlich. Aus Röders Epurationsakte geht aber immerhin hervor, daß die Deutsche Front Röder nach dem Anschluß für seine Verdienste ein Dankschreiben zukommen ließ – was Küppers unerwähnt läßt. Ebenso verschweigt er ein brisantes, öffentlich bislang nicht ausgewertetes Dokument, das ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen vermag: einen Brief seines Vaters Franz Röder, den Kreisschulrat von Ottweiler, an die NS-Behörden. Röders Vater war 1937 von den Nationalsozialisten vorzeitig in Pension geschickt worden, da er als Katholik die Abschaffung der Konfessionsschulen kritisierte hatte. Wegen seiner vorzeitigen Pensionierung stellte er nach dem Krieg einen Antrag auf Wiedergutmachung, der letztlich jedoch abgelehnt wurde. Der Grund hierfür dürfte der besagte sechseitige Brief sein, der sich auch heute noch in der Entschädigungsakte von Vater Röder im Landesarchiv befindet. In dem Schreiben vom 13. Januar 1937, das Röder offensichtlich im Nachgang an eine Vernehmung verfaßte, breitet er, um jeden Verdacht zu zerstreuen, durchaus glaubwürdig seine nationalsozialistische Gesinnung aus. Dabei argumentiert er auch mit der Regimetreue seines Sohns Franz Josef, über den er Folgendes berichtet:

Mein Sohn war vor der Rückgliederung Mitglied der Partei und und (sic!) sogar der illegalen SA; er

*ist jetzt Scharführer und Leiter der MHJ (gemeint sein dürfte die Motor-HJ; Anm. d. Verf.), alles Dinge, die doch nur mit meiner Einwilligung möglich sind.*⁸

Auch wenn es sich bei dem Schreiben um ein Dokument handelt, mit dem ein unter Druck geratener Schulrat versucht, sich gegen eine ihm vorgeworfene staatsfeindliche Gesinnung zu verwahren und freilich gut daran tut, seine Nähe zum Regime bestmöglich auszusmücken, dürften an der Richtigkeit der Angaben über seinen Sohn wenig Zweifel bestehen. Es wäre für die Behörden ein Leichtes gewesen, diese Angaben der Fälschung zu überführen – ein Risiko, das Röder Senior wohl kaum eingegangen wäre. Zudem decken sich die Angaben teilweise mit Röders Epurationsbescheid. Neben der bekannten NSDAP-Mitgliedschaft war er zu dieser Zeit beim NSKK tatsächlich Scharführer. Seine dortige Tätigkeit würde zudem mit der Funktion als Leiter der Motor-HJ übereinstimmen, auch wenn Röder diese Leitungsfunktion wie auch seine SA-Mitgliedschaft während seines Verfahrens aus gutem Grund verschwieg. Die Erkenntnisse, die sich aus diesem Dokument ergeben – in erster Linie Röders anzunehmende Mitgliedschaft im SA-Schlägertrupp und die damit einhergehende mutmaßliche Beteiligung an der Terrorisierung all jener, die sich der NS-Volksgemeinschaft vor der Saarabstimmung entgegenstellten – widersprechen deutlich der von Küppers vertretenden Mitläuferthese. Vielmehr ergibt sich das Bild eines jungen nationalsozialistischen Kadets.

Aufstieg zum Auslandslehrer

Bemerkenswert ist auch Küppers' Bewertung von Röders Tätigkeiten in den Niederlanden. Daß die deutschen Auslandsschulen und ebenso der DAAD zur Zeit des Nationalsozialismus wichtige außenpolitische Instrumente waren, läßt der Autor elegant unter den Tisch fallen. Ohne Parteimitgliedschaft und eine Erklärung der jeweiligen NSDAP-Ortsgruppe über die nationalsozialistische Gesinnung des Bewerbers war es quasi unmöglich, sich an einer Auslandsschule zu bewerben. Denn man suchte gezielt nach »Bannerträger[n] des

neuen Deutschlands«, zu denen offensichtlich auch der junge Röder zählte.⁹ Zum Bewerbungs- und Auswahlverfahren schreibt Küppers allerdings: »Entscheidend war allein die nachgewiesene Kompetenz Röders als Pädagoge und nicht irgendeine NS-Mitgliedskarte.« (28) Auch über das Den Haager Realgymnasium weiß der Autor Eigenartiges zu berichten. Es wirkt fast so – sieht man von dem auch von Küppers erwähnten Ausschluß der jüdischen Schüler und Lehrer einmal ab –, als sei die Schule in der Zeit des Nationalsozialismus ein seltener Hort der Freiheit gewesen, wenn er schreibt: »Als Röder im Jahre 1937 in das Lehrerkollegium der Haager Schule eintrat, verlief das Unterrichtsgeschehen relativ frei von irgendwelchen politischen Einflüssen.« (27) Der Grund hierfür sei der hohe Grad an Autonomie in Finanzfragen gewesen. Die dennoch benötigten Gelder des Auswärtigen Amtes bekam die Schule laut Küppers bis 1940 »relativ unkompliziert und ganz nach der traditionellen Regel, daß Schule von Politik freizuhalten sei, also zweckgebunden, aber ohne Weisung.« (28) Wie Küppers darauf kommt, daß die auch für die Auslandsschulen mit wenigen Abstrichen gültigen deutschen Lehrpläne, die etwa Rassenkunde und dergleichen beinhalteten, am Haager Realgymnasium nicht umgesetzt wurden, bleibt sein Geheimnis. Daß diese Schule auch schon vor dem deutschen Einmarsch sehr wohl vom Nationalsozialismus durchdrungen war, zeigt – neben der frühzeitigen Arisierung von Kollegium und Schülerschaft – unter anderem die Reaktion auf den deutschen Überfall auf die Tschechoslowakei 1939. Die Zerschlagung des Landes wurde mit einer Feier und dem Hissen der Hakenkreuzflagge begrüßt. Das Verhalten der Schule rief in den Niederlanden damals breite Empörung hervor.¹⁰

Im Dienste der »Rückdeutschung«

Erstaunlich wenige Worte verliert Küppers zudem über Röders Tätigkeit als Leiter der Außenstelle des DAAD in Den Haag. Die Aufgabe des DAAD war es, die politisch-militärische Hegemonie des Deutschen Reiches abzusichern. Die kollaborierenden Stipendiaten sollten während des Krieges zum

Einsatz in Freiwilligenverbänden, Hilstruppen oder der Waffen-SS animiert werden und nach dem Krieg in ihren Herkunftsländern eine politisch verlässliche Basis bilden.¹¹ Im sogenannten »germanischen Nordwesten«, und damit auch in den Niederlanden, hatte der DAAD darüber hinaus nicht nur eine außenpolitische Funktion, sondern er war ein Instrument der Rassen- und Volkstumspolitik. Er sollte seinen Beitrag zur »Rückdeutschung« und der »Wiedervereinigung der Menschen germanischen Blutes« leisten.¹² Über diese hochpolitische Aufgabe, die Röder verantwortete, erfährt man bei Küppers nichts. Stattdessen übernimmt er die Deutung Wettmann-Jungbluts, der »Indizien für ein stilles Aufbegehren Röders gegen den Nationalsozialismus« zu erkennen glaubt. Einer der Gründe: Am Ende eines von dieser Zeitschrift im Jahr 2003 und noch einmal 2013 abgedruckten Berichts Röders vom 17. April 1943 an seinen Chef Friedrich Wimmer, in dem er unter anderem taktische Überlegungen zur Nazifizierung der niederländischen Studierendenschaft anstellt, befindet sich kein »Deutscher Gruß« als Schlußformel, sondern lediglich ein »gez. Röder«. Küppers rückt dies tatsächlich in die Nähe einer Widerstandstat:

Mut bewies Röder aber offensichtlich auch wegen des Adressaten. Schließlich war der Empfänger seines Berichts ein hochrangiger NS-Kommissar in der Zivilverwaltung. [...] Und der erhielt von Röder nicht nur einen trockenen Sachbericht, sondern zugleich auch Informationen, die Röder ohne den obligatorischen »Deutschen Gruß« losgeschickt hatte. Das war im Krieg kein kleines, sondern ein großes Risiko. (31)

Die Formel »gez.« am Ende von Berichten und stichwortartigen Aufzeichnungen ist zur Zeit des Nationalsozialismus jedoch keinesfalls unüblich gewesen, auch nicht bei innerbehördlichen Schreiben an Vorgesetzte. Die Verwendung des »Deutschen Grußes« hing stark vom Kontext und noch mehr von der Textform ab. Man könnte diese Fehleinschätzung als harmloses Ärgernis abtun, würde der Autor sie an dieser Stelle nicht auch noch dazu nutzen, die Glaubhaftigkeit von Röders Angaben bei seinem Eputationsverfahrens untermauern zu wollen. Er schreibt weiter:

Und darum mit Nachdruck, wenn Röder im Jahre 1948 gegenüber der Spruchkammer geltend gemacht

hat, dass er in seiner Haager Zeit in seinem Dienst für den DAAD »so manchen jungen Niederländer vor dem Zugriff der Gestapo« geschützt hat, so ist das ebenso glaubhaft wie seine Aussage, dass er »jede Mitwirkung bei der nach 1940 aufgezogenen Partei« abgelehnt habe. (31)

Einen Beweis für diese rein spekulative Behauptung bleibt Küppers schuldig.

Röder als Propagandist

Daß es noch eine Spur absurder geht, beweist der Autor mit seinen Ausführungen zu Röders Veröffentlichung im *Niederlandbuch*. Am Schluß seines *Marnix' von St. Aldegonde* schreibt Röder:

Heute ist das Reich so stark wie es noch niemals in seiner Geschichte gewesen ist. Als die führende Macht in Europa wird es diesem Erdteil eine neue politische und wirtschaftliche Form geben. Heute liegt es an den Niederlanden, sich in diese Neuordnung mit einzubauen und, wie der Reichskommissar es kürzlich ausdrückte, die dargereichte Freundeshand anzunehmen.¹³

Hier bekommt selbst Küppers einige Erklärungsschwierigkeiten. Der Deutung Wettmann-Jungbluts, der Röders *Marnix* als »relativ neutrales Dokument« bezeichnet, will er an dieser Stelle nicht folgen und räumt zunächst ein: »Das klingt unterwürfig und nach Anpassung« (32f.) – um aber sogleich eine Relativierung hinterherzuschicken:

[Das] war aber nicht mehr als eine Floskel, die in den katholischen Lebenszirkeln der deutschen Gemeinde von Den Haag im Jahre 1941 gängig war. So heißt es etwa im Bericht für das Jahr 1940 der katholischen Elisabeth-Stiftung Den Haag, der im April 1941 vorgelegt und von dem zuständigen Seelsorger Wilhelm Müller mitunterzeichnet wurde, daß nun eine neue Zeit angebrochen und zu hoffen sei, daß auch »unser Gastland ... beim Werden des neuen Europas« einen »würdigen Platz neben unserem Heimatlande« finden möge. (33)

Sagt ein Priester also etwas inhaltlich Ähnliches – wenn auch eine Spur weniger nach NS-Diktion klingend –, verwandeln sich die Sätze Röders im Nu in die harmlosen Worte eines deutschen Katholiken, und das Thema ist erledigt. Zwar erfährt man, daß neben Röders Aufsatz auch antisemitische Texte im *Niederlandbuch* vertreten sind und daß das Vorwort von Hauptkriegsverbrecher Arthur Seyß-Inquart beige-steuert wurde. Eine Auseinanderset-

zung mit dem propagandistischen Gehalt von Röders Schrift findet jedoch nicht statt. Ebenso wenig berichtet Küppers von der vorherigen Veröffentlichung des Aufsatzes. Dem 1941 erschienenen Sonderdruck hat Röder ein kurzes Vorwort von Siegfried Hinderdael vorangestellt, einem Sohn des flämischen Autors und Kollaborateurs Jef Hinderdael. Der Einleitungstext macht aus dem Sinn und Zweck der Publikation keinen Hehl:

Ebensowenig wie sich der Blutstrom einer schöpferischen Rasse durch die Jahrhunderte sich auf die Dauer unterbinden oder abschneiden lässt durch die gegenwirkenden Einflüsse zeitlich geänderter äusserlicher Umstände, – und ebensowenig wie man die lebenden und dynamischen Kräfte eines Volkes schliesslich aufreiben kann durch ein vorübergehendes volksfremdes Zwangssystem oder durch eine staatspolitische Zersplitterung des Volkes, ebensowenig kann auch die tragende staatsbildende Idee, wenn sie der Art dieses Volkes gemäss ist, auf die Dauer unter der Oberfläche des Volksbewusstseins verdrängt bleiben. Einmal wird dann im Leben dieses Volkes der Tag kommen, an dem diese blutsmässige Idee, trotz aller Unterdrückung durch rassefremde Lehre oder schlaue Propaganda der universalistisch gerichteten Mächte, doch wieder von neuem durchbricht, weil sie vom Blute dieses Volkes nicht zu lösen ist und deshalb immer nach Verwirklichung strebt. [...] So sollen auch wir diese Worte eines der grössten niederdeutschen Männer jener Zeit aufnehmen als ein erfrischendes geistiges Bad, um uns danach sofort wieder dem Heute zuzuwenden, das nun unter der Führung Adolf Hitlers mit dieser Vergangenheit verbunden wird, um in naher Zukunft verwirklicht zu werden in der Tat.¹⁴

Um eine adequate Verbreitung dieser Propaganda sicherzustellen, wurde Röders Schrift auch ins Niederländische übersetzt, in dieser Ausgabe allerdings, ohne Röder als Autor zu nennen. Wie groß die Auflage der Broschüre insgesamt war, ist nur schwer zu eruieren. Jedenfalls wurde sie in der niederländischen Massenpresse breit rezipiert. Während gleichgeschaltete Zeitungen wie das *Haarlem's Dagblad* wohlwollend-devot aus

dem Text zitierten und ihren Lesern Röders Empfehlung weitergaben, es sei nun an den Niederlanden, die ausgestreckte »vriendenhand aan te nemen«¹⁵, gab es auch publizistischen Widerstand. Die Wochenzeitung *De Weg* druckte eine ausführliche Abrechnung mit Röders Schrift, die der Autor als »grove geschiedvervaishing« (grobe Ge-

jederzeit durch viele Zeugen beweisen kann. Ich habe lange vor der Rückgliederung die Lehrerschaft auf die kommenden Dinge vorbereitet und insbesondere in mehreren Vorträgen den katholischen Lehrern und Lehrerinnen die innere Verwandtschaft der katholischen und der nationalsozialistischen Grundhaltung, wie sie Adolf Hitler verkörpert, aufgezeigt und dadurch manche Hemmungen aus dem Wege geräumt. Mein Sohn war vor der Rückgliederung Mitglied der Partei
und

346.
und sogar der illegalen SA; er ist jetzt Scharführer und Leiter der NSJ, alles Dinge, die doch nur mit meiner Einwilligung möglich sind; denn ich habe doch alle Unkosten übernehmen müssen, weil er selbst seit Jahren als Referendar und stollenloser Assessor von mir ernährt werden muß. Daß ich selbst Mitglied des NSLE, der NSV und sonstiger Organisationen bin, daß ich beim NSV und den übrigen Sammlungen dabei bin, brauche ich ja wohl nicht besonders zu beweisen. Und daß ich in der Schule den nationalsozialistischen Geist fördere, werden alle meine Lehrer gern bestätigen.

Briefausschnitt Franz Röder; Quelle: Landearchiv Saarbrücken

schichtsfälschung) entlarvte. Auf insgesamt fünf Zeitungsseiten werden Röder eine dreist einseitige Zitateauswahl und eine verfälschende Übersetzung vorgehalten, jeweils mit der Absicht, aus den Worten des Marx eine Rede zu machen, die letztlich ein »Groot-Duitsch annexionist« gehalten haben könnte. Der Autor schließt mit der Bemerkung:

Wir ziehen daraus die Lehre, daß jeder das niederländische Volk oder den niederländischen Staat bedrohende Annexionismus nur verteidigt werden kann, indem man die Natur mißachtet, die Geschichte verfälscht und sich gegenüber der Wahrheit versündigt.¹⁶

Der Autor des Artikels ist unbekannt, der Text ist – allem Anschein nach aus Sicher-

heitsgründen – lediglich mit der Bemerkung »Van een bijzonderen medewerker« (»von einem besonderen Mitarbeiter«) gezeichnet. Viel genützt hat diese Vorsichtsmaßnahme nichts, zumindest der Zeitung. Nur zwei Wochen später, am 30. August 1941, wurde *De Weg* verboten.

Unterstützt durch Auslassungen, Fehlschlüsse und mangelnde Recherche kommt Küppers letztlich zu dem Urteil:

Ein Widerständler ist Röder nicht gewesen. Er hat sich angepasst, notgedrungen und immer so, dass er in einem Staat, in dem das Recht und die Freiheit verloren gegangen waren, moralisch mit sich selbst und seinen eigenen Wertmaßstäben im Reinen bleiben konnte.

Auf die Idee, daß Röder Mitverantwortung dafür tragen könnte, daß die Freiheit »verloren« gegangen war, kommt der Autor nicht. Entgegen der Faktenlage strickt Küppers lieber an der Legende eines unpolitischen Röder, der Opfer seiner Zeit geworden ist:

Die Schatten und Herausforderungen einer schrecklichen Zeit erreichten Röder und seine junge Familie eigentlich erst im Jahre 1940. Aber nun mit voller Wucht. Der brutale Umbruch von einem eher unauffälligen Leben am Rande einer Diktatur zu einer Zeit der Leiden, der Demütigungen und Enttäuschungen kam für Röder mit dem Westfeldzug im Mai 1940, als die (sic!) Hitlers Armeen in die neutralen Niederlande einfielen. Davor dürfte er die Zeit bereits als beklemmend empfunden haben. Aber in dieser Phase war Hitler noch in weiten Kreisen populär gewesen, sodass er in seinem niederländischen Gastland kaum eine Wahl hatte, als sich angepasst zu verhalten. (28)

Diesen Zeitraum, in dem Röder sich ja gerade nicht zurückzog, sondern aus der Anonymität hervortrat und publizistische Erfolge feierte – Erfolge, die er vor der deutschen Besatzung nicht gekannt hatte und die ihn in den Niederlanden bekannt machten – als eine »Zeit der Leiden, Demütigungen und Enttäuschungen« deuten zu wollen, ist, gelinde gesagt, eigenwillig. Sie fordert Widerspruch geradezu heraus.

Kollektiver Eiertanz

Die letzten öffentlichen Äußerungen, die man zu Röder vernehmen konnte, deuten jedoch in eine andere Richtung. Im vorigen Jahr kam Dietmar Hüser, Professor für Europäische Zeitgeschichte an der Universität des Saarlandes, in einem Interview mit der *Saarbrücker Zeitung* zu dem Schluss, Röder sei weder ein Nationalist noch ein Nazi gewesen, sondern lediglich ein Opportunist und christdemokratischer Patriot.¹⁷ Übertroffen wird das noch vom Leiter des Saarbrücker Stadtarchivs, Hans-Christian Herrmann, der auf die Einschätzung Hüasers in der gleichen Zeitung antwortete: »Ich glaube, daß das, was wir wissen, nicht ausreicht, um dieses doch sehr negative Urteil fällen zu können.« Außerdem sei Röder nicht direkt in Kriegsverbrechen involviert gewesen – die Widerlegung einer Behauptung, die im Übrigen niemand aufgestellt hat.¹⁸

Röder war, sofern nicht gegenläufige Fakten bekannt werden, ein wohlfunktionierendes Rädchen im System, ein Nazi aus der dritten Reihe und bis zu Schluß im Dienste für Volk und Führer. Dafür trägt er Verantwortung, nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Außergewöhnlich ist nicht so sehr Röders NS-Vergangenheit, vielmehr ist es der kollektive Eiertanz, der auch heute noch – 71 Jahre nach Kriegsende – aufgeführt wird, sobald von ihr die Rede ist.

Anmerkungen

- 1 Küppers, Heinrich, Franz Josef Röder (1909-1979). Baumeister des Saarlandes, Conte Verlag, St. Ingbert 2015.
- 2 Küppers stellt Buch über Röder vor: Saarland-»Baumeister«, in: Saarbrücker Zeitung vom 26. November 2015.
- 3 Wettmann-Jungblut, Peter: Im Schatten der Geschichte. Fakten und Überlegungen zu Franz Josef Röders Vergangenheit vor 1945, in: Saargeschichte|n 4 (2013), S. 4-13.
- 4 Später, Erich, Das Wort des Führers ist unser Befehl. Heinrich Schneider, ein deutscher Patriot, in: Saarbrücker Hefte 89 (2003), S. 95-103.
- 5 Röder, Josef, Hilferuf an das Reich. Eine zeitnahe Erinnerung aus der niederländischen Geschichte/St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms im Jahre 1578, in: Deutsche Zeitung in den Niederlanden Nr. 134 vom 16. Oktober 1940.
- 6 Röder, Josef, Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms (1578), Den Haag 1941.
- 7 Röder, Josef, Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms (1578), in: Walter Söchting (Hrsg.), Das Niederlandbuch. Sammlung deutscher und niederländischer Arbeiten. Mit einem Geleitwort von Arthur Seyß-Inquart, Frankfurt am Main 1942, S. 145-149; zum Niederlandbuch ausführlich: Später, Erich, Der Landesvater, in: Saarbrücker Hefte 110/111 (2014), S. 7-14, hier: S. 12f.
- 8 Brief von Franz Röder vom 13. Januar 1937: Landesarchiv Saarbrücken, Entschädigungsakte Franz Röder.
- 9 Waibel, Jens, Die deutschen Auslandsschulen – Materialien zur Außenpolitik des Dritten Reiches, Frankfurt 2012, S. 2, 235ff.
- 10 Ebd., S. 279f.
- 11 Impekoven, Holger, Die frühen Jahre des DAAD, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hrsg.), 90 Jahre DAAD, Bonn Juni 2015, S. 11-25, hier: S. 22.
- 12 Ebd., S. 24.
- 13 Röder, Marnix, in: Das Niederlandbuch, S. 149.
- 14 Hinderdael, Siegfried, Einleitung, in: Röder, Marnix, S. 7-9, hier: S. 7,9.
- 15 Marnix van St. Aldegonde, in: Haarlem's Daagblad vom 23. Juni 1941, S. 2.
- 16 »Wij trekken er deze les uit, dat ieder annexionisme dat het Nederlandsche volk of den Nederlandschen staat bedreigt, slechts verdedigd kan worden door de natuur te miskennen, de historie te vervalschen en de waarheid te verkrachten.« Marnix voor den Rijksdag te Worms, in: De weg: nationaal weekblad Nr. 16 vom 16. August 1941, S. 8-12, hier: S. 12.
- 17 Historiker entlastet Röder, in: Saarbrücker Zeitung vom 11. November 2015.
- 18 »Verstrickung in NS-Verbrechen ist nicht anzunehmen«, in: Saarbrücker Zeitung vom 19. November 2015.





Der metaphysische Elsässer

André Malraux, der Widerstand im Elsaß und ein Film
von Jean-Marie Straub

Von Stefan Ripplinger

Vincent Berger kam aus der Literatur, ging ins Leben und kehrte in die Literatur zurück. Er war ein elsässischer Gelehrter in dem Roman *Les Noyers de l'Altenburg* (1943) von André Malraux, er war des Autors *nom de guerre*, als dieser in die Résistance eintrat und mit der Brigade Elsaß-Lothringen Colmar eroberte und Strasbourg verteidigte, er gab einem von des Autors Söhnen seinen Namen, Vincent, er kehrte in den *Antimémoires* und in *Lazare* wieder und schließlich in den Fragmenten eines Résistance-Romans mit dem unschlagbaren Titel *Non*.

Non. Das heißt »Non!« zu Marschall Pétain, zu den Nazis, zu den Gewaltherrschern insgesamt, aber auch zu allem, was Malraux zuvor gewesen ist. Er verwandelte sich in einen Elsässer und der Elsässer verwandelte ihn. Der Elsässer war sein gelebtes Nein, sein gelebter Widerspruch. »La Résistance est souvent irréal«¹ und die literarische Résistance ist es immer. Für Malraux mußte die Résistance erst Legende, also Zu-Lesendes, Literatur werden, damit sie »Gegen-Schicksal« (antidestin) sein konnte. Dieser Vorgang hat ein elsässisches Treibmittel, einen elsässischen Katalysator. Doch um das zu begreifen, muß der Leser erst einsehen, daß das Denken von Malraux sich weniger in einem historischen als vielmehr in einem metaphysischen Raum bewegt.

Verehrung wie Verspottung von Malraux beruhen beide auf dem Mißverständnis, er schildere die Taten eines Helden, dabei geht es ihm um einen Kollektivhelden, um eine Gemeinschaft, die irrealer noch ist, als es Gemeinschaften gemeinhin sind. Denn diese Gemeinschaft wird als eine »communauté des rêves«² nicht nur von geteilten Vorstellungen zusammengeschweißt, sie könnte selbst eine Vorstellung, ein Traum sein, jedenfalls als brüderliche, so wie Malraux sie sich

erträumt hat. Er war auf der Suche nach ihrer »mannhaften Brüderlichkeit« (fraternité virile) und wußte doch, daß es nichts so »Widervernünftiges«³ gibt wie Brüderlichkeit. Er schien vorübergehend ihr Teil und hat doch nur in einer literarischen Fiktion von ihr gesprochen. Allein in einem fiktionalen, ja »metaphysischen Rahmen«⁴, vielleicht auch nur im »brüderlichen Schoß des Todes«⁵ gibt es diese Gemeinschaft. Daß er sich dennoch auf sie und nicht auf sich bezog, unterscheidet ihn von allen Autoren der jüngeren Gegenwart. »Das Individuum stellt sich der menschlichen Gemeinschaft entgegen«, schreibt Malraux im Vorspruch zu *Le temps du mépris* (1936), »aber es nährt sich von ihr. Und entscheidend ist viel weniger, zu wissen, wem jemand sich entgegengestellt, als: wovon er sich nährt.«⁶

Malraux hat sich vom Elsaß genährt, aber weder wie ein Alteingesessener noch wie ein Niedergelassener. Er war auch kein Wanderer, der sich im Vorübergehen Früchte pflückte, denn er war gar nicht auf die süßen Früchte aus. Nahrhaft am Elsaß fand er das Bittere, das Paradoxe, auch Tragische. Er hat sich vom Elsaß genährt, weil sich dort der Widerstand aus einem Widerspruch ergeben hat, nämlich dem, von Deutschen und Franzosen gleichermaßen beansprucht und verachtet zu sein. Das Elsaß mußte sich immer rechtfertigen. Bevor es sich wehrte, mußte es sich erst entscheiden. Aus der brüderlichen Gemeinschaft sollte im Abwehrkampf, im Leiden und Sterben eine »Nation«, ein Frankreich werden. Frankreich konnte für ihn nur da anfangen, wo es aufhört.

Das Münster von Strasbourg sieht er umstanden von alten Nußbäumen, lebendige Gegenstücke zu dem nach oben treibenden Turm, ihre Äste entfächern sich »dem Himmel entgegen zu einem ewigen Leben«. Im

Baum erkennt er »Willen und endlose Verwandlung«,⁷ und darauf kommt es ihm an, nicht auf die sich an den Boden klammernden Wurzeln, die dem ganzen Prozeß lediglich Energie zuführen. Wer genauer hinsieht, bemerkt, daß die Bäume, die Malraux meint, ohnehin nicht in der Erde wurzeln, sondern in seiner Vorstellung, in einem Paradox, in einem Unsicheren. Und das ist das Elsässische an ihnen.



André Malraux, 1933
Agence de presse Meurisse via Wikimedia Commons

Das Elsaß von Malraux und das von Maurice Barrès unterscheiden sich also fundamental voneinander. Für Barrès ist das Französische des Elsaß sicher, verwurzelt, ewig, für Malraux muß es erst erwiesen werden. Barrès sagt »Ja«, Malraux sagt »Nein«. Am Odilienberg, also in Sichtweite der von Malraux erfundenen Altenburg, läßt Barrès in *Au service de l'Allemagne* (1903) seine »nationale Pflanze« emporwachsen. Für ihn ist die heilige Odilie, Tochter des wilden Adalrich, die blind geboren, mit ihrer Taufe das Augenlicht erlangte, die ideale Schutzpatronin des Elsaß, denn sie verbindet blinde Lebensfreude mit sehender Vernunft, gallische Ungezwungenheit mit katholischer Frömmigkeit. Wenn erst einmal die germanischen Einflüsse versickert seien, dann werde, so Barrès, der »unverwüsthche keltische, romanische, französische Urgrund wieder zutagetreten – unsere Spiritualität«.⁸

Barrès' Imagination von »la terre et les morts« ist völkisch, aber vielleicht weniger

phantastisch, als sie auf den ersten Blick scheint. Denn geteilte Imaginationen gewinnen gesellschaftliche Wirklichkeit. Auch wenn die nach 1871 ins Reichsland Elsaß-Lothringen gezwungenen Elsässer nicht jeden Tag der Heiligen Odilie gedacht haben mögen, war die Anhänglichkeit an ihre Region und deren Erbe doch stark. Und die Deutschen, die mit Gewalt französische Sprache und Kultur austreiben wollten, taten ein Übriges, diese Anhänglichkeit zu stärken.

Davon erzählt Barrès nach seiner ideologischen Einführung. Ein Landarzt mit dem sprechenden Namen Ehrmann, der in deutschen Diensten steht, leidet zwar sehr unter den Drangsalierungen der Deutschen, aber schon sein Vater habe gesagt, weggehen sei schlimmer als die Schlacht bei Wörth (la bataille de Frœschwiller) noch einmal zu verlieren. So bleibt Ehrmann und trägt in sich ewigen Protest, seine »protestation perpétuelle«.⁹ Der Regisseur Jean-Marie Straub, von dem noch die Rede sein wird, hat diese Erzählung von Barrès und damit auch ein Stück seines eigenen Lebens in »Un héritier« (2011), aufgegriffen, denn der 1933 in Metz geborene Straub hat als Kind unter der deutschen Besatzung gelitten.

Der Widerspruch, den Barrès konstruiert, stimmt, anders als der von Malraux, mit der Lebenswirklichkeit vieler Elsässer der Zeit überein. Sie leiden unter den Deutschen, sie fühlen französisch, aber sie sehen sich nicht mit der Nation, sondern mit der Region verbunden, so sehr, daß sie auch dann nicht weichen, wenn sie es könnten. Aus Ehrmanns »protestation perpétuelle« sollte im Zweiten Weltkrieg jene Résistance erwachsen, in die Malraux, aus ganz eigenen, literarischen Gründen eingegriffen hat. Die an der Résistance beteiligten Elsässer, darunter ein Kampfgefährte von Berger / Malraux wie Ancel / Antoine Diener, haben schon 1941 betont, der lokale Patriotismus habe »seine Wurzeln im regionalen Partikularismus«.¹⁰ Das sind also die realen Nußbäume. Die Vorstellungen eines Barrès fanden in der Gegend eher Gehör als die eines General de Gaulle, von einem Malraux zu schweigen.

Für Barrès geht dem Widerstand keine existenzielle Entscheidung, sondern eine Besinnung auf die Herkunft voraus. Für ihn wächst der Mensch in einer Gegend auf und bleibt ihr so verbunden wie ein Nußbaum

dem Erdreich. Malraux dagegen hat keinen Boden unter den Füßen. Er achtet nicht auf die Wurzeln, sondern auf die Wipfel, und außerdem ist – elsässische Nußbäume hin oder her – der Mensch kein Baum. Bei Malraux ergibt sich die Notwendigkeit der Nation nicht aus einer Verwurzelung, sondern aus einer Entwurzelung. Er ist frei von Herkunft, sowohl der aus einer Region als auch der aus einer Klasse. Er sucht keine Vergangenheit, er sucht eine Zukunft. Er ist der moderne Mensch.

Bis zu den *Noyers* hat die Nation in den Romanen von Malraux so gut wie keine Rolle gespielt. Er handelte und schrieb als Internationalist. »Dans la Résistance, j'ai épousé la France«¹¹ war sein Kehrreim, aber auch hier ist das Bekenntnis zum Land weniger ein politisches oder historisches denn ein moralisches oder metaphysisches. Vinh Dao¹² hat an vielen Beispielen herausgearbeitet, daß Malraux von der »Brüderlichkeit« zur Nation geführt worden ist. Die Brüderlichkeit hatte er sich aus seiner revolutionären Phase gerettet, nur sie und die Kunst blieben für ihn in der Lage, eine in Tod und Sinnlosigkeit führende, rationale, kapitalistische Logik zu durchbrechen und ein »Gegen-Schicksal« zu gewähren. »Ich habe die widervernünftige Geschichte der Brüderlichkeit gebraucht«, sagt er, weil sie einen »mythischen Wert«¹³ besitze und nur sie die »Kluft«¹⁴ (crevasse) zwischen Mensch und Kosmos überwinden könne – willentlich, tatkräftig und in ewiger Verwandlung.

Die Nation als brüderliche Gemeinschaft, der er sich verpflichtet sieht, kann nur eine »kommende«¹⁵ sein, womit die Tausendjährigen Reiche passé sind. Der Nationalismus, »reale Triebkraft der Nationalsozialisten«,¹⁶ ist »unter den Hitlerschen Panzern zermalmt worden.«¹⁷ Die Nation, die Malraux meint, ist nicht die starke, stählerne der Nationalisten. Sie ist weder von Blut und Boden noch von demokratisch-parlamentarischen Prinzipien bestimmt. Sie wächst aus der Not und entwirft sich in die Zukunft. Nation ist für Malraux keine Antwort, sondern eine Frage, keine Basis, sondern ein Bild.

In seiner erschütternden Totenrede auf Jean Moulin, im Dezember 1964 vor dem Panthéon, hat er von seiner Nation ein schockierendes Bild gezeichnet. Am Sterbetag dieses Anführers der Résistance sei dessen

von den Folterknechten, namentlich Klaus Barbie, entstelltes Gesicht das »Antlitz Frankreichs«¹⁸ gewesen. Diese kühne Umkehrung ist im Kern christlich. Denn wie der Christ die tiefste Demütigung, das Kreuz, in ein heiliges Fanal umdeutet, so deutet der Agnostiker Malraux eine der größten Niederlagen der Résistance in ihren Sieg um. Das Kreuz, also das Leiden, schreibt er an anderer Stelle, rufe die »geheime Macht der Brüderlichkeit« an.¹⁹ Die Nation, so wie er sie sich vorstellt, tritt in die Nachfolge der untergegangenen Religion ein, nicht als mächtige Kirche, sondern als Solidargemeinschaft von Geschundenen, als Bruderschaft von Menschen, »die zusammen an einem Sarge wachen.«²⁰ Dieser Gedanke hat, gelinde gesagt, keine Nachfolge gefunden.

Auch in dieser Rede erscheinen die Elsässer an prominenter Stelle. Malraux datiert sein erstes Treffen mit Moulin auf den Tag, als von den Deutschen erschossene Résistancekämpfer im Limousin beigesetzt wurden. Die Deutschen hatten es sich ausbedungen, daß sich dies insgeheim, in der Dämmerung vollziehe. »Niemand kannte diese Toten, es waren Elsässer. Als unsere Bauern, von deutschen Maschinengewehren bedroht, sie zum Friedhof getragen hatten, ließ die Nacht, die wie ein Meer zurückwich, die schwarz gekleideten Frauen aus dem Corrèze erscheinen, wie sie unbewegt den ganzen Hügel hoch standen und schweigend, eine jede am Grabstein ihrer Familie, darauf warteten, daß die französischen Toten in die Erde kamen.«²¹

Mehr noch als seine Erinnerung an den Gesang der Partisanen »in den Nebeln der Vogesen und in den Waldungen des Elsaß«,²² läßt der Hinweis darauf, daß die ermordeten Widerstandskämpfer namenlose Elsässer und doch »französische Tote« waren, den Widerspruch erahnen, der Malraux am Elsässer gereizt hat, weil es sein eigener war.

Der Elsässer, so erfährt der Leser schon auf den ersten Seiten von *Les Noyers*, ist ein Mensch, der beide Seiten kennt, und zwar in jeder Beziehung. Walter Berger, der Onkel des Protagonisten Vincent, ist ein persönlicher Freund Friedrich Nietzsches, dessen Lehre er zwar nicht anhängt, aber dessen selbst im Wahnsinn nicht erloschenen Lyrisismus er liebt. Vincent Berger erlebt im zweiten Teil des Romans auf deutscher Seite, als

Mittäter, einen Gasangriff mit, der eine graue Landschaft zurückläßt, »gemordet von einer Kraft, so unerbittlich wie Gottes Schöpfung«. ²³ Ausgerechnet im Jahr 1943 zu einem der Ursprünge der industriellen Vernichtung zurückzukehren, war von schockierender Hellsicht. Aber selbst hier schildert Malraux Akte der brüderlichen Solidarität und erzählt von deutschen Soldaten, die halbtote Russen ins Lazarett schleppen. Auch Berger, der Elsässer, tritt aus seiner Beobachterposition und hilft mit. Er erkennt, daß er sich auf der falschen Seite befindet, aber erst sein Sohn entscheidet sich für die richtige.

Der Elsässer ist also zunächst ein unsicherer Kantonist, seine Familien sind »durch einen Gegensatz der Gesinnung auseinandergerissen worden, den Gegensatz zwischen denen, die sich mit der deutschen Herrschaft abfanden, und denen, die sie ablehnten«. ²⁴ Nur auf einem Widerspruch kann Malraux seine Gemeinschaft, seine Nation, seine Existenz bauen. Nur der Elsässer hat die Wahl und kann so zum tragischen Helden werden. Nur aus ihm kann Malraux einen Franzosen machen, denn nur beim Elsässer ist das Bekenntnis zur Nation eine existenzielle Entscheidung, ist es den Kampf wert.

Er stellt sich die Frage: Weshalb sollte sich einer für sein Land opfern? Er nähert sich ihr als Elsässer und als Ethnologe. Alle entscheidenden Personen in seinen Résistance-Erzählungen sind Ethnologen oder wenigstens weit gereist, neben dem gerade aus Afghanistan zurückgekehrten Vincent Berger selbst, einer an Lawrence von Arabien erinnernden Figur, ist das der deutsche Gelehrte Möllberg in *Noyers* und in *Antimémoires* und der Leutnant Dumouchet in *Non*. Ihnen allen ist, wie schon dem Malraux von *La tentation de l'occident* (1926), in der Begegnung mit fremden, gebundenen Zivilisationen die eigene, zersplitterte fremd geworden. Seit ihrer Rückkehr erscheinen ihnen ihre Landsleute wie ein trauriger Stamm, den sie nicht recht begreifen können und dem sie doch, so Dumouchet und Berger, als Anführer vorangestellt sind, als Anführer ohne Glauben, geführte Anführer, mitgerissen von einer Schar zu allem entschlossener Elsässer.

Davon spricht schon der Name Berger selbst, der sich französisch und deutsch lesen läßt. Er ist im Französischen ein Hirte und

im Deutschen ein Hüter und Sammler, auch einer, der etwas verbirgt. Er soll eine Herde hüten und zugleich ein Geheimnis, er verbirgt einen Zweifel, ein großes Nichts. Der Mensch ist das, was er verbirgt, sagt Walter Berger. Der Mensch ist das, was er tut, sagt Vincent Berger. Aber es scheint, daß der Malrauxsche Mensch tut, was er tut, weil er etwas verbirgt. Glaubt er an Frankreich? Glaubt er an die Menschheit? Glaubt er an Werte? Er glaubt immerhin, der Kampf lohne sich, »pour nier notre néant«, um unserem Nichts ein Nein entgegenzusetzen, wie Walter Berger sagt. ²⁵ Doch mit der Nichtung des Nichts kann zweierlei gemeint sein. Walter Berger kehrt so Nietzsches *Geburt der Tragödie* um, denn für ihn wie für Möllberg kann allein das Apollinische, können allein die »Bilder«, die Kunst, Sinn stiften. Für Vincent Berger und seine Nachfolger dagegen heißt das Nichts nichten, es mit Brüderlichkeit überwinden: die deutschen Soldaten, die russischen helfen, die trauernden Frauen aus dem Corrèze, all die Bauern und kleinen Leute, die unter Lebensgefahr den Widerstandskämpfern helfen und schließlich die Widerstandskämpfer selbst.

Deshalb unterscheidet sich das existenzielle Nichts von Vincent Berger von dem fatalistischen des Gelehrten Möllberg. Für Möllberg wird der Mensch von seiner Kultur ausgemacht. Besäße er diese Kultur nicht, befände er sich in einer »Permanenz des Nichts«. ²⁶ Es gibt aber eine Verbindung zwischen beiden Positionen. Denn die Bilder, die Vorstellungen, die Kunst, die Legende sind einem nicht einfach gegeben, sie müssen ergriffen, verwandelt, gemacht werden. Das ist gelebte Literatur. Nur ein Mensch, der auch Künstler und Kämpfer ist, entrinnt dem Schicksal, und der Mensch, der dem Schicksal entrinnt, ist eben der »legendäre«. ²⁷ Gerade deshalb ist Vincent Berger kein Anhänger des Begriffs der Nation, jedenfalls nicht im Sinne von Barrès. Denn für Barrès zeichnet die Nation, zeichnen Herkunft und Geschichte das Schicksal eines Einzelnen vor. Berger möchte aber kein Schicksal haben. Dieser Gegensatz – personifiziert in Berger und Möllberg – wird also in den *Noyers* diskutiert, mit überraschendem Ausgang.

Jean-Marie Straub hat Möllbergs Monolog in den Mittelpunkt seines Films »L'aquarium et la nation« (2015) gestellt. Möllberg sagt darin, jede Kultur verlasse sich auf die

»Absolutheit und Unerschütterlichkeit ihrer besondern Evidenz, durch die dem Leben Ordnung verliehen wird und ohne die der Mensch weder denken noch handeln« könne. Dieses Evidente ist ein Imaginäres wie bei Cornelius Castoriadis, aber, anders als bei ihm, nicht hintergebar. Denn die imaginäre Ordnung einer Kultur sei »für den Menschen das, was das Aquarium für den darin schwimmenden Fisch ist. Sie kommt nicht aus der Vernunft, hat mit der Suche nach der Wahrheit nichts zu tun. Sie ist es, die den Menschen ergreift und in Besitz nimmt, während er sie niemals in ihrer Gänze besitzt.« Die Menschen seien »durch die Art ihres Fatums« bestimmt und getrennt. Vincent Berger fragt, welches Fatum denn das ihre sei, und Möllberg antwortet: »Es ist für einen Fisch nicht leicht, sein eigenes Aquarium zu sehen ... Nun, zunächst wohl die Nation, nicht wahr?«²⁸

Möllbergs Nation ist also die schicksalhafte, der einer nicht straflos entkommt. Sowohl Malraux als auch Straub haben deshalb an Möllbergs Diktum erhebliche Korrekturen anzubringen. Malraux stellt im ursprünglichen Text, also in den *Noyers*, dem als unheimlich hybrid, ja monströs beschriebenen Möllberg die beiden Berger, Neffe und Onkel, entgegen. Der Neffe, Vincent, ist – »l'homme est ce qu'il fait« – der Tatmensch. Er hält sich nicht für einen Fisch in einem Aquarium, ja eine solche Auffassung, die ihm auf seinen Reisen bei Kulturen des Ostens begegnet ist, scheint ihm für einen entfremdeten Westler gar nicht erreichbar. Der Onkel, Walter Berger, sagt, wenn es ein Aquarium gebe, in dem wir alle schwimmen, so sei es gewiß nicht die Kultur oder die Religion, also die Bilderwelt, sondern die Geschichte.

Der Leser könnte meinen, die beiden Berger verträten die Haltung des Autors. Doch als dieser den Text in die *Antimémoires* aufnimmt, ändert er ihn zu ihren Ungunsten ab. Nun beherrscht der gar nicht mehr so monströse Möllberg die Bühne, die beiden Berger reden ihm nicht mehr drein, und übrigens ist auch von der Nation nicht mehr die Rede, obwohl Malraux, kaum war das Buch veröffentlicht, seinen Standpunkt bekräftigt hat, seit der Widerstandszeit halte er »die Nation für wichtiger als den Klassenkampf«.²⁹

Aber heißt das, daß der alte Malraux die Nation für gegeben und unsere geteilte Kultur für evident hält, für ein Aquarium, in dem wir bewußtlos umherschwimmen? Das Gegenteil ist der Fall. Für Malraux kennt die moderne Zivilisation gar keine gemeinsamen Werte mehr. So, wie sie für immer »getrennt vom Kosmos«³⁰ ist, so hat sie auch ihren inneren Zusammenhalt verloren – es sei denn, er wird in Kampf und Brüderlichkeit wiederhergestellt. Was Möllberg entwirft, ist also das, was Malraux für verloren hält. Verloren ist eine gemeinsame, eine geteilte Welt, die dem Leben von der Literatur erst wieder vorgeschlagen werden muß. Die Malrauxsche Nation kommt aus der Literatur und kehrt in sie zurück.

Auch Straub deklassiert die beiden Berger, Walters Einwand kommt im Film gar nicht vor, die Zwischenfrage Vincents, was denn unser Aquarium sei, läßt der Regisseur von einer weiblichen Stimme (Christiane Veschambre) aus dem Off einsprechen. Die wesentliche Korrektur, die er anzubringen hat, nimmt er aber nicht am Text vor. Im Gegenteil, Möllberg (dargestellt von dem Jungianer Aimé Agnel) darf seine Kulturphilosophie in aller Ruhe vortragen. Straubs Korrektur bedient sich vielmehr einer dialektischen Montage. Möllbergs Monolog ist gekontert mit einer Szene, die Fische im Aquarium zeigt, und mit einem Ausschnitt aus Jean Renoirs »La Marseillaise« (1938). In diesem unter der Ägide der Volksfront entstandenen Film geht es um eine andere, revolutionäre Vision von der »Nation«.

Renoir zeigt, wie Marseiller Revolutionäre 1790 mit List und Tücke in eines der drei ortsansässigen Forts eindringen. Der Widerstand der Soldaten ist denkbar schwach. Als erstes befreien die Eindringlinge einen der Ihren, Cuculière (Alex Truchy), der im Kerker sein Augenlicht verloren hat. Als er von der Einnahme des Forts hört, wendet er sein Gesicht glücklich der Kamera zu. »C'est une bonne nouvelle!« Er blickt ins Ungefähre, und auch wenn er, anders als die Heilige Odilie, nicht wieder zu sehen beginnt, fällt doch Licht in sein Dunkel, das Licht der »fraternité virile«. Blindheit ist im Kino keine körperliche, sondern eine moralische Verfassung.³¹

Dann geht es, wie bei Malraux, ganz explizit um die »Nation«. Es gehört zu Renoirs Größe, daß er die Gegenseite nicht ganz dumm aussehen läßt, denn sie hat ihre, wenn auch schlechteren Gründe. Der Kommandierende über die Marseiller Forts, Marquis Saint Laurent (Aimé Clariond) betrachtet bestürzt das Hissen der Revolutionsfahne und fragt Honoré Arnaud, was das überhaupt bedeuten solle: »Nation«, »Citoyen«? Arnaud, der organische Intellektuelle dieser Geschichte, erklärt ihm, bei der Nation handele sich um die »brüderliche Vereinigung aller Franzosen«, und die Franzosen, das seien er, Arnaud, irgendein Fischer in seinem Boot und sogar der Marquis selbst, worauf dieser antwortet, diese »neue Religion« halte er für schlicht unannehmbar. Und das ist, auch ohne den vorangegangenen Möllbergischen Vortrag, keine schlechte Replik, denn sie erinnert daran, daß die Revolution nicht anders als das alte Regime von einem Religiös-Imaginären, einer »besonderen Evidenz«, inspiriert ist.

Zwar läßt sich mit Peter Nau sagen, daß der Marquis von Saint Laurent »in Wertvorstellungen« befangen sei, »die ihrer Grundlage in der Wirklichkeit nunmehr entbehren.«³² Aber die Grundlage ist ihnen gerade erst entzogen worden, und die Revolutionäre sind in ihren Wertvorstellungen nicht minder befangen. Der Unterschied liegt einfach in der revolutionären Tat selbst, im Ergreifen der Bilder. Indem die Revolution das ist, was getan wird, ist sie gerade kein »Fatum«, denn sie widerfährt diesen Menschen nicht, sie wird von ihnen in die Hand genommen, sie ist die »bonne nouvelle«, die sie sich selbst und allen Eingekerkerten überbringen.

Straub gibt damit nicht nur, wie François Albera analysiert, dem Malrauxschen Wort von der »Nation einen historischen Inhalt.«³³ Ohne Neffe und Onkel Berger zu Wort kommen zu lassen, bergerisiert Straub den Text. Er fügt das Bekenntnis zu Tat und Geschichte, das der alte Malraux löschte, wieder ein. Er setzt an die Stelle des Fatums die Revolution.

Als Malrauxscher Ethnologe erweist er sich in der ersten Szene, die, kommentarlos, ein Aquarium zeigt, in dem Goldfische schwimmen. Im Glas spiegelt sich die kalt beobachtende Kamera. Die Fische saugen mal an Pflanzen, mal aneinander, sie stoßen sogar hin und wieder an die Glaswände, aber

daß sie sich in einem Aquarium befinden, können sie nicht wissen. Sie sind vielleicht Staatsbürger, aber weder Marseiller noch Elsässer, weder Revolutionäre noch Résistancekämpfer.

Malraux, der die Russische Revolution für das große Ereignis des Jahrhunderts gehalten und Seite an Seite mit Kommunisten gekämpft hat, konnte die Nation 1943 nicht in revolutionärer Perspektive sehen. Er sah sie aber auch nicht romantisch-rückblickend wie Barrès, er suchte sie nicht bei Heiligen und Helden, sondern in einer Solidarität mit einer »kommenden Gesellschaft«, von der er am wenigsten sicher sein konnte, daß sie kommen wird. Es ist eine Brüderlichkeit der Unsichtbaren wie die der sich in ihren Zellen Klopfzeichen gebenden Gefangenen aus der Novelle *Le temps du mépris*, die Straub ebenfalls (in »Kommunisten«, 2014) aufgegriffen hat. Der Protagonist, Kassner, ist ein Kommunist, der nur dank des Opfers eines Genossen aus Gestapo-Haft freikommt. Im Kerker sieht sich Kassner als vom Adler zerpfückter Prometheus – auf das »Nein der Antigone und des Prometheus«³⁴ kommt es ihm an – und zitiert trotzig die 97. Sure des Koran, wie er sie von mongolischen Kameltreibern gehört hat: »Und wenn diese Nacht eine Nacht des Schicksals ist: gebenedeit sei sie bis zum Aufdämmern der Morgenröte.«³⁵ Diese »Bejahung des eigenen Loses«³⁶ ist von Möllbergs Fatalismus und Pessimismus nicht weit entfernt, aber unterscheidet sich von diesem doch darin, daß hier einer sein Leben, so weit es eben geht, selbst bewegt und ordnet. Ein stärkerer Gegensatz zu Renoirs Revolutionären ist nicht denkbar. Ihrer Nation des Ja steht eine Nation des Nein entgegen. Als selbsternannter »Oberst Berger« soll Malraux seinen Mitstreitern zugerufen haben: »Ich segne unsere Toten von gestern und ich segne diejenigen, die morgen fallen werden.«³⁷

Er ist vielleicht auch deshalb so spät in die Résistance eingetreten, weil ihm diese düstere Idee von der brüderlichen Nation erst mit den *Noyers* ganz aufging. Nach übereinstimmenden Berichten von Simone de Beauvoir und Roger Stéphane erklärte Malraux noch 1941, die Deutschen könnten von russischen Panzern und amerikanischen Flugzeugen, aber nicht von Franzosen aufgehalten werden: »Die Franzosen sind antideutsch,

aber weder ist ihnen bewußt, daß sie einer Nation noch, daß sie einer sozialen Klasse angehören.«³⁸ Anstatt sich der um De Gaulle versammelten Action Française, sollte sich einer lieber der Roten Armee anschließen. Malraux spottete über die Résistance, sie sei eine Pfadfindertruppe,³⁹ aber als ihm Varian Fry einen Fluchtweg ins Ausland anbot, wollte er ihn nicht gehen. »Ich habe 1941 nicht gewußt, daß es eines Tages die Brigade Elsaß-Lothringen geben und ich dem Elsaß im Blute verbunden sein würde.«⁴⁰

Mit den *Noyers* ist ihm sein Weg geebnet. Zur selben Zeit werden seine beiden Halbbrüder, die in der Résistance kämpfen, verhaftet; Claude wird im Sommer 1944 hingerichtet, Roland stirbt ein knappes Jahr später im KZ Neuengamme. Das hindert André Malraux nicht daran, nun doch ins Geschehen einzugreifen. Über seine verspätete und von ihm selbst in mythische Dimensionen transponierte Résistance, eine literarische Résistance von Anfang an, ist viel gespottet worden, aber niemand bestreitet, daß er am 22. August 1944 den Deutschen in die Hände fiel, dabei verwundet wurde und später nur mit knapper Not entkam, danach eine leitende Funktion in der elsässischen Résistance innehatte, die einen gefährlichen und verlustreichen Kampf wagte.

Malraux hat über die militärischen Auseinandersetzungen niemals geschrieben, er hat keine Heldentaten überliefert, sondern vielmehr die Gespräche von Kämpfern aus allen Schichten, die sich im gewöhnlichen Leben spinnefeind gewesen wären und sich nun zusammenraufen. Noch die Fragmente des Romans *Non* bieten im Wesentlichen Gespräche über die geistig-metaphysische Dimension des Widerstands. Dabei gehörten die Geschehen, in die er verwickelt war, zu den dramatischsten des ausgehenden Krieges. In erbitterten Schlachten stellte sich eine zusammengewürfelte und schlecht bewaffnete Schar von freiwilligen Résistancekämpfern der in die Normandie vorrückenden SS-Panzer-Division »Das Reich« entgegen und hielt im Dezember 1944 Strasbourg oder wenigstens einen Teil der Stadt gegen den letzten Ansturm der Deutschen, unter anderem der Heeresgruppe Oberrhein unter Führung von Heinrich Himmler (»Unternehmen Rundstedt«). Die Amerikaner hatten sich aus taktischen Gründen zurück-

gezogen, General de Gaulle befahl, die symbolträchtige Stadt unter allen Umständen zu halten.

Das war nun tatsächlich ein Kampf um die nationale Sache. Aber es fragt sich, ob die Nation auch die Sache der Elsässer war. Die elsässischen Widerstandskämpfer haben sich selbst befreit, sie haben ihr Land befreit, dabei aber vermutlich nicht an Paris gedacht. Auch Malraux hat nicht an Paris gedacht, seine Nation ergab sich von der Peripherie, von einer finsternen Brüderlichkeit, von einer auf der Kippe stehenden Entscheidung, von einem Tod her, dem Menschen in letzter Sekunde entkommen, ohne sicher zu sein, ob das nun ihr Glück ist. Das konnte sich nur auf jenem *terrain vague* ereignen, das für André Malraux das Elsaß war.

Anmerkungen

- 1 André Malraux, »Non«. Fragments d'un roman sur la Résistance, hrsg. von Henri Godard und Jean-Louis Jeannelle, Paris: Gallimard 2013, S. 25. Vgl. Jean-Louis Jeannelle, Résistance du roman. Genèse de »Non« d'André Malraux, Paris: CNRS 2013.
- 2 André Malraux, La tentation de l'Occident, Paris: Grasset 1972, S. 68.
- 3 Frédéric J. Grover, Six entretiens avec Malraux sur des écrivains de son temps, Paris: Gallimard 1978, S. 108, hier zit. nach Vinh Dao, André Malraux ou la quête de la fraternité, Genf: Droz 1991, S. 305.
- 4 Elizabeth Rechniewski, Suarès, Malraux, Sartre. Antécédents littéraires de l'existentialisme, Paris: Lettres modernes 1996, S. 90.
- 5 André Malraux, »Der Kampf mit dem Engel«, Deutsch von Hans Kauders, in ders., Der Kampf mit dem Engel / Die Zeit der Verachtung, a.a.O., S. 9–201, hier S. 23.
- 6 André Malraux, »Die Zeit der Verachtung«, Deutsch von Ferdinand Hardekopf, in ders., Der Kampf mit dem Engel / Die Zeit der Verachtung, Zürich: Büchergilde Gutenberg 1948, S. 203–295, hier S. 207.

- 7 André Malraux, »Die Nußbäume der Altenburg«, Deutsch von Hans Kauders, in ders., *Der Kampf mit dem Engel / Die Zeit der Verachtung*, a.a.O., S. 25–167, hier S. 104.
- 8 Maurice Barrès, *Au Service de l'Allemagne*, Paris: Fayard o.J. (1905), S. 60.
- 9 Ebd., S. 72
- 10 Adelphe Peltre und Antoine Diener, »Quelques lignes directrices à méditer dégageées et présentées au Carrefour des Tilleuls (18 au 21 août 1941)«, in François Igersheim mit Geneviève Baas (Hrsg.), *Les Carrefours des Tilleuls. Jeune Alsace résistante*, Strasbourg: Société Savante d'Alsace 2008, S. 196–199, hier S. 196.
- 11 André Malraux, *Antimémoires*, Paris: Gallimard 1967, S. 197.
- 12 Dao, *La quête*, a.a.O., S. 287ff.
- 13 Grover, *Entretiens*, a.a.O.
- 14 André Malraux, »Les Noyers de l'Altenburg«, in ders., *Œuvres complètes*, Band II, Paris: Gallimard 1996, S. 680.
- 15 Malraux, »Verachtung«, a.a.O., S. 206.
- 16 Ebd., S. 205.
- 17 André Malraux, »Transfert des cendres de Jean Moulin au Panthéon« (en présence du général de Gaulle, Place du Panthéon, 19 décembre 1964), in ders., *Oraisons funèbres*, Paris: Gallimard 1971, S. 115–137, hier S. 126.
- 18 Ebd., S. 137.
- 19 André Malraux, *La Corde et les souris*, Gallimard: Paris 1976, S. 50.
- 20 André Malraux, *Anti-Memoiren*, Deutsch von Carlo Schmid, Frankfurt/M.: Fischer 1968, S. 213.
- 21 Malraux, »Transfert«, a.a.O., S. 118f. Vgl. Malraux, *Antimémoires*, a.a.O., S. 325.
- 22 Malraux, »Transfert«, a.a.O., S. 136.
- 23 Malraux, »Nußbäume«, a.a.O., hier S. 159.
- 24 Ebd., S. 28.
- 25 Malraux, *Antimémoires*, a.a.O., S. 40; *Anti-Memoiren*, a.a.O., S. 35. Vgl. »Nußbäume«, a.a.O., S. 67.
- 26 Malraux, »Nußbäume«, a.a.O., S. 100.
- 27 Geoffrey T. Harris, André Malraux. A Reassessment, London / New York: Macmillan / St. Martin's Press 1996, S. 207.
- 28 Malraux, »Nußbäume«, a.a.O., S. 95.
- 29 »Barrikaden sind nur Theater«. Spiegel. Gespräch mit dem französischen Kulturminister André Malraux«, *Der Spiegel*, 42/1968, S. 138–150, hier S. 138.
- 30 Guy Suarès, *Malraux, celui qui vient*. Entretiens, Paris: Stock 1974, S. 25.
- 31 S. hierzu meine Studie *I can see now. Blindheit im Kino*, Berlin: Verbrecher 2008.
- 32 Peter Nau, »La Marseillaise«, in ders., *Zur Kritik des Politischen Films*, Köln: DuMont 1978, S. 54–80, hier S. 64.
- 33 François Albera, »Les cinémas de Malraux: présentation«, 1895. *Revue d'histoire du cinéma*, 76 / été 2015, S. 119–163, hier S. 129.
- 34 André Malraux, *Lazare (Le Miroir des limbes)*, Paris: Gallimard 1974, S. 12.
- 35 Malraux, »Nußbäume«, a.a.O., S. 231, vgl. S. 294.
- 36 Lucien Goldmann, »Einführung in eine strukturelle Studie der Romane Malraux«, Deutsch von Ingeborg Fleischhauer und vom Autor, in ders., *Soziologie des modernen Romans*, Neuwied und Berlin: Luchterhand 1970, S. 41–198, hier S. 147.
- 37 Marie Geffray, André Malraux. Un combattant sans frontières, Clichy: Jasmin 2011, S. 107.
- 38 Roger Stéphane, André Malraux, entretiens et précisions, Paris: Gallimard 1984, S. 97.
- 39 Colonel Georges (Robert Noireau), *Le temps des partisans*, Paris: Flammarion 1978, S. 141.
- 40 Malraux, *Lazare*, a.a.O., S. 13.



Saarbrücken aus der Sicht eines Nanteser »Butterkeks«¹

Von Antoine Voisine

Um meine Ansicht über Saarbrücken zu verstehen, scheint es mir zunächst interessant, Grundsätzliches über die Region von Nantes, woher ich komme und die ich vertrete, darzustellen. Nantes ist eine ehemalige Hafen- und Industriestadt, die seit den frühen achtziger Jahren einen Wandel erfahren hat. Mit ihrem Einzugsgebiet hat die Stadt knappe 900 000 Einwohner. Es ist also schwierig, sie mit Saarbrücken zu vergleichen. Dabei hat die Städtepartnerschaft Nantes-Saarbrücken in diesem Jahr ihr fünfzigstes Jubiläum gefeiert! Einst sollten Städtepartnerschaften die deutsch-französische Aussöhnung fördern, doch inzwischen geht es um Kultur, Tourismus, Humanitäres und Sport, und die Projekte zielen mehrheitlich auf die Jugend. Jede Partnerstadt kann von den Erfahrungen und der Zukunftsvision einer »befreundeten« Stadt profitieren. Trotz Entstehung neuer europäischer Netzwerke, bleibt die Partnerschaft Nantes-Saarbrücken nach wie vor ein Grundwert und eine langfristige Perspektive.

Aus diesen Überlegungen heraus ist es für mich wichtig, meine Sicht der Stadt Saarbrücken zu erläutern. Der erste Eindruck, den eine Stadt hinterläßt, ist oft für die zukünftige Wahrnehmung entscheidend. Für mich ist dieser erste Eindruck mit der Ankunft am Hauptbahnhof verbunden. Als erstes hat mir der Anblick der Trambahn, die es auch in Nantes gibt, einen Bezugspunkt gegeben. Obwohl ich in Wahrheit nach einigen »Touren« durch die Stadt die Allgegenwärtigkeit des Autos entdeckt habe. Im Stadtverkehr überwiegen Bus und Auto, während die Trambahn nur eine einzige Linie befährt. Die Entdeckung einer vom Autoverkehr überaus geprägten Stadt war für mich besonders schockierend, als ich die Autobahn unterhalb der Stadt und des Schlosses sah. Meiner Meinung nach ist die Existenz dieser lauten Straße entlang der schönsten Orte, etwa entlang der Saar oder am Schloß, ein Hauptproblem. Während in den meisten Städten das Auto allmählich aus

ökologischen, gesundheitlichen Gründen verbannt wird, bleibt Saarbrücken sichtbar vom Autoverkehr geprägt. Daher war es auch später für mich keine Überraschung zu erfahren, daß das Saarland die höchste Autozahl pro Anwohner hat.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, das Image der deutschen Stadt bei den Franzosen zu untersuchen. Das übliche Stereotyp ist das einer grünen deutschen Stadt. Leider gehört Saarbrücken nicht zu dieser Kategorie. Vielleicht haben mich die in Nantes durchgeführten Projekte, u. a. die Nominierung als »European Green Capital 2013« dazu verleitet, in dieser Hinsicht andere Erwartungen zu hegen. Meiner Meinung nach ist die Anzahl der Radfahrer in Saarbrücken gemessen an deren Größe recht niedrig, und das Fehlen eines städtischen Leihradsystems mit Mietstationen zeigt auch, daß das Fahrrad kein Hauptverkehrsmittel ist. Vielleicht ist dieses Fehlen auch darauf zurück zu führen, daß die Universität relativ fern des Stadtzentrums liegt und junge Leute, so wie in anderen deutschen wie europäischen Städten, potentielle Benutzer wären? Oder gibt es kulturbedingte bzw. Raumordnungsaspekte, die verhindern, daß sich dieses Transportmittel durchsetzt? Saarbrücken und sein Umland, eine typische Industrieregion, befinden sich mitten im Wandel, daher zweifle ich nicht daran, daß diese neuen Themen nach und nach aufkommen werden und das Stereotyp einer grauen industriellen Region brechen werden.

Ich möchte hier auch das Nauwieser Viertel erwähnen. Dieses Viertel ist für mich eines der besten Beispiele alternativer deutscher Kultur, wo sich alles vermischt: Bars, Kleinläden mit unkonventionellen Auslagen, Bordellbetriebe, private Partys, Graffiti, Bioläden usw.. Das gilt auch für die Bewohner: Studenten, ältere Menschen und junge Paare. Dieses Viertel erscheint mir wie eine Insel inmitten einer regulierten, gereinigten, manchmal sogar durch seine

Markengeschäfte keimfrei gehaltenen Stadt. Soll heißen, es gibt ein alternatives Bild der Gesellschaft, manchmal ein bißchen nostalgisch. In Frankreich würde man ein solches Viertel als Tummelplatz für »Bobos« bezeichnen, ein Begriff, der inzwischen negativ klingt. Bobo ist eine Verkürzung für »bourgeois-bohème«, und ein Bobo steht politisch in der Regel links, mit einer Neigung zur Ökologie, also zu Bioprodukten. So finden sich Gemeinsamkeiten zwischen französischer und deutscher Befindlichkeit, auch wenn der Ansatz nicht ganz identisch ist.

Was das kulturelle Leben in Saarbrücken betrifft, so ist es schwierig, eine objektive Meinung zu haben, wenn man selbst nur in größeren Städten gelebt hat. Was mir am meisten am Herzen liegt, ist die Würdigung des Industriekulturerbes, mein Fachgebiet und für mehrere Jahre mein Studienschwerpunkt. Es ist schon bemerkenswert, daß eine Industrieanlage der Region als Weltkulturerbe bei der UNESCO registriert ist. Die Völklinger Hütte stellt für mich eine wirklich gelungene Aufwertung des industriellen Kulturerbes durch Kreativität dar. Denn in der Region fehlt es nicht an rein historischen Industrieanlagen. Der Völklinger Hütte ist es gelungen, die Geschichte und das soziale Umfeld der Anlage pädagogisch auf zu bereiten, verbunden mit einem Angebot von manchmal mehreren qualitativ hohen Ausstellungen. Die *Urban Art* Ausstellung ist meines Wissens die einzige Biennale für urbane Kunst in Europa. Betrachtet man die Entwicklung des Kunstmarkts und das Interesse des Publikums, erscheint dieser Veranstaltungsort als Avantgarde. Worunter Saarbrücken und manche andere historische Anlagen der Region leiden, ist, daß regionales Kulturerbe in seiner Präsentation nicht weiterentwickelt wird, um sich einem erweiterten Publikum zu öffnen. Die gegenwärtigen Probleme benachbarter historischer Anlagen zeigen, daß man kreative und realistische Projekte entwerfen muß. Manche werden einwenden, das sei eine Kommerzialisierung der Kultur, aber diese Debatte gibt es schon lange. Meiner Meinung nach sollten sich die kulturellen Einrichtungen, um junge aktive Menschen anzusprechen, deren Erwartungen anpassen. Einem kulturellen Anspruch widerspricht das nicht. Außerdem ist das regionale Kulturerbe schon oft vor-

gestellt worden und eine gewisse Ermüdung hat sich breit gemacht. Es geht nicht darum, Ausstellungen, die die lokale Geschichte präsentieren, abzuschaffen, sondern ein breiteres Angebot anzubieten, oder darauf aufbauend, der heutigen Gesellschaft einen Sinn zu vermitteln, anstatt sie einer abgeschlossenen Vergangenheit zuzuordnen. Dabei stelle ich nicht die Qualität der Ausstellungen in Frage, sondern deren Traditionalität. Das Projekt Museomix², das weltweit aber hauptsächlich in Frankreich und in Nantes durchgeführt wird, war für einige Nantener Museen Anlaß, ihr Konzept in Frage zu stellen und ein innovatives interaktives Projekt aufzubauen. Es erlaubt eine Begegnung mit Mediatoren, Bastlern, Designern, Entwicklern, Graphikern, Medienfachleuten, Künstlern, Schriftstellern, Wissenschaftlern und bringt neue Ideen, die modernen Erwartungen entsprechen. Brauchen regionale Museen nicht derartige neue Impulse? Wenn die Menschen Einrichtungen wie die Völklinger Hütte besuchen, ist das nicht schon ein Erfolg? Ein Besuch bedeutet kulturelle Neugierde und Auseinandersetzung mit dem Ort. Ein Museum, das für eine breite Schicht nicht zugänglich ist, wäre einem langsamen Tod und dem Vergessen preisgegeben. Klar ist, daß, befragt man saarländische Studenten, nur wenige Besuche in Saarbrücker Museen erwähnen, während die Völklinger Hütte ihnen oft ein Begriff ist. Eine Überraschung?

Wie bereits von der UNESCO und den neuesten Analysen unserer Regierungen erkannt, ist Kultur ein Wachstumsfaktor, der sehr oft verkannt wird. Die Herausforderungen, vor allem die demographischen, vor denen die Region steht, können natürlich durch wirtschaftliche Attraktivität gemindert werden, aber Kultur ist und bleibt ein Wachstumsmotor für die lokale Bevölkerung, selbstverständlich auch für Touristen. Die Stadt Nantes hat bereits davon profitiert und neue regionale Impulse sind entstanden. Bleibt zu hoffen, daß Saarbrücken und seine Region in den nächsten Jahren in der Lage sein werden, vor allem mit der Unterstützung von Politik und Bürgern, das Angebot zu diversifizieren

Übersetzung: Eva Bense

Anmerkungen

- 1 Ein »Petit Beurre« (französisch für »Butterkeks«), ist der Spitzname eines typischen Nanteseers.
- 2 Eine jährlich stattfindende internationale Veranstaltung (Mexico, Quebec, Frankreich, Schweiz), bei der Museen

ihre Tore für eine viertägige Begegnung von interessierten Leuten aus ganz verschiedenen Horizonten öffnen, die gemeinsam Vorschläge für eine interaktive, kommunikative Verbesserung der Präsentation in diesem Museum machen: www.museomix.org.

Gerhard Bungert (Hrsg.)

Straßen im Saarland

NATIONALISTEN UND MILITARISTEN ALS NAMENSGEBER

mit Beiträgen von
Patric Bies
Gerhard Bungert
Rainer Freyer
Yvonne Ploetz
Roland Röder



Gerhard Bungert

Straßen im Saarland

**Nationalisten und Militaristen
als Namensgeber**

ISBN 978-3-930771-90-5, EUR 16

Zahlreiche Straßen ehren bedeutende Persönlichkeiten, darunter auch – und das ist erschreckend – Nationalisten und Militaristen. Die Hohenzollern-, Bismarck- und Hindenburgstraßen stehen bei den Ehrungen auf Straßenschildern weitaus höher im Kurs als der Name Albert Einsteins, eines der wohl größten Genies der Menschheitsgeschichte. Woran das wohl liegt? Zufall, politische Absicht oder ganz einfach Unwissenheit der Verantwortlichen?

Dieses Buch versteht sich als eine Bestandsaufnahme darüber, mit welchen »Helden« wir uns täglich schmücken, meist ohne es zu wissen. Es will zur Diskussion anregen ob dies auch in Zukunft so bleiben soll oder ob Demokratie und Völkerverständnis irgendwann in unseren Straßen ankommen sollen.

Weites Land

Von Hans Emmerling

Gesammelte Zeit

Ein Fenster zur Stadt; das Pariser Centre Pompidou hat gekalbt und Metz mit einer Dependance bereichert; eine neue Zeit für die tausendjährige Stadt an der Mündung der Seille in die Moselle. Eine neuartige Architektur; von außen wie ein riesiger Pilz oder ein bizarrer Hut; innen ein weites Zelt mit einem weiten Dach. Noch läßt sich nicht absehen, was einen alles hier erwarten wird. Auf der dritten Ebene eine riesige Fensterfront nach Nord-Ost, ein Blick zur Innenstadt. Keine Vogelschau, aber ein Panoramablick für einen Breitwandschwenk.

Im Vordergrund die weitläufige Anlage von Geleisen und Gebäuden: der Bahnhof, wie eine Trennungslinie zur eigentlichen Innenstadt; die Umgebung ein Vorfeld, das sich verändern wird, das Centre Pompidou Metz als Attraktion postiert.

Mit den Gleisanlagen verbindet sich die wilhelminische Architektur, die von hier oben nur ihr Dach und den Turm zeigt. Fixpunkt, der alle Blicke auf sich zieht, ist die Kathedrale St. Etienne, die fast in doppelter Höhe über dem Feld der Dächer aufragt. Ein Blick über Jahrtausendgeschichte.

Seitlich der Kathedrale, wie eine Nadel, der schmale Turm der ehemaligen Garnisonskirche. Nach rechts hin ein anderer Kirchturm; auch er Zeitzeuge: der romanische Turm von St. Maximin. Ein Fensterblick als Einladung zu einem Gang durch die Geschichte.

Bereits das Areal um das Centre Pompidou ist historischer Boden: zur Zeit der Römer Gelände für eine Arena. Die Römer selbst bauten bereits auf älteren Fundamenten; man spricht gern von der keltisch-römischen Zeit. Erhaltenen Boden aus der römischen Epoche betritt der Neugierige in der Kirche St. Pierre-aux-Nonnains auf der hohen Esplanade. Das 4. Jahrhundert: die letzten Jahrzehnte der römischen Epoche von Metz. Leider hat kein zeitgenössischer römischer Dichter die

Kapitale »Divodurum Mediomatricum« besungen wie der Dichter Ausonius in seiner »Mosella« die Stadt Trier. Schon ein Jahrhundert später zerstörten die Hunnen die bedeutende römische Stadt.

Zwei Jahrhunderte nach Ausonius widmete der »letzte römische Dichter«, Venantius Fortunatus, seinem Metz bedeutende Verse:

*Regibus occurens, ubi Mettica moenia pollent,
Visus et a dominis ipse retentor equo ...*

Venantius Fortunatus war Gast am Hof des Merowingers Childebert, bedichtete auch eine Moselfahrt als Begleiter des Königs und dessen Mutter Brunhild. Metz war Hauptstadt von Aurasien und Zentrum des Merowingerreichs, jener durch Mord und Totschlag berühmten Sippe mit Namen Sigebert, Chilperic, Merovic, Clotaire, Chlodevic, Clovis, Dagobert und deren Frauen Brunhild, Galswinthe, Frédégonde. Ihre Stadtresidenz, La Cour d'Or, ist heute Museum.

Seit der Spätzeit der Römer kennt Metz eine Christengemeinde, wird Bischofssitz (lange in enger Beziehung zu Trier); aus der römischen Basilika wird eine der ältesten christlichen Kirchen Frankreichs: Saint-Pierre, bald in Verbindung mit einem Kloster, Saint-Pierre-aux-Nonnains. In den folgenden Jahrhunderten entstehen zahlreiche Kirchen, so St. Martin und St. Maximin. Zeitzeugen der Romanik.

Immer wieder kehrt man zurück zur Kathedrale St. Etienne, diesem Schatzhaus der Jahrhunderte. Daß der Märtyrer St. Etienne Schutzpatron der Kathedrale war, hat einen Grund in der großen Verehrung des ältesten christlichen Märtyrers. Vielleicht ein Zufall: im entfernten Wien ist ihm der Stefansdom geweiht. (Wer sich an die Chapelle des Cordeliers in Nancy erinnert, weiß um die spätere Verbindung Lothringens mit Wien).

Aus der frühen Notre-Dame-la-Ronde entwickelt sich eine der größten Kathedralen Frankreichs. Ein Gang durch Zeiten und ihre Künste, vom Zauber der kostbaren Fenster des 14. und 16. Jahrhunderts bis zu

den Arbeiten von Marc Chagall aus dem späten 20. Jahrhundert. Wer in diesem hohen Raum einmal die Aufführung der »Grande messe des morts« von Hector Berlioz gehört hat, vergißt es nie.

Kriege um Metz – ein langes Kapitel. Die Bischofs- und Bürgerstadt war begehrt: vom »Heiligen römischen Reich Deutscher Nation« wie vom Königreich Frankreich. Die Stadt lag mitten in Lothringen, einem immer stärker werdenden Herzogtum. Karl V. belagerte sein begehrtes Objekt; Frankreich setzte sich durch, vereinnahmte die Bistümer Metz, Toul und Verdun.

Näher liegen uns die Veränderungen und die Kriege der späteren Neuzeit. Im 18. Jahrhundert ist der Maréchal Belle-Isle Gouverneur von Metz und (im Auftrag des französischen Königs) Lieutenant-Général der Herzogtümer Lothringen und Bar. Veränderungen an und um die Kathedrale: das große Westportal wird im französisch-klassischen Stil umgebaut, daneben werden Kloster und Friedhof aufgelassen, die Place d'Armes angelegt; aus dem Neubau einer bischöflichen Residenz wird die Markthalle. Während der Revolutionsjahre erleidet auch die Kathedrale Zerstörungen. Im 19. Jahrhundert wird Metz Garnisonsstadt. Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 hält Preußen Einzug; die Kathedrale erhält ein Westportal im gotischen Stil und die Stadt ein »Emblème Imperial«. Wilhelm II. läßt einen mächtigen Bahnhof in seinem romanisch-byzantinischen Geschmack errichten, und hält Militärparaden ab. Der Dichter Paul Verlaine, geboren in Metz, schreibt:

*Metz, violée et plus pudique
Et plus pucelle que jamais! ...*

Hier in Metz, »spürt man Jahrhunderte altes unseliges Geschick«, schreibt Adrienne Thomas, als sie nach langen Wanderjahren und Exil zu einem Besuch in die Stadt ihrer Kinder- und Jugendjahre zurückkommt. (Wieder im Land, wie es bei Joseph Roth einmal heißt.) »Von Attila bis 1944 Krieg, Zerstörung der »jungfräulichen Stadt«, Überfälle. »Metz-la Pucelle«, die nie im Sturm genommen werden konnte, und doch unzählige Male in andere Hände übergang. Ihren Bewohnern aber rühmen schon römische Geschichtsschreiber große Friedensliebe nach.«

1918: Metz befreit; eine Inschrift an der Porte Serpenoise verkündet die Befreiung der Stadt vom »deutschen Joch«, eine Tafel an der Außenfront der Kathedrale feiert den Auftritt des Maréchal Foch am 29. November 1918.

1940: noch einmal Krieg und Besetzung; im Grand Séminair kommandiert die Gestapo, das Fort Queuleu (Fort Goeben) wird Gefängnis, die Synagoge Amüsierbetrieb. Wieder ein November: 19. November 1944 – amerikanische Truppen vertreiben die Besatzer. Eine neue Zeit beginnt: Metz im Herzen Europas.

Weites Land

Im Westen der Stadt Metz, in Scy-Chazelles, an der Südflanke des Mont Saint-Quentin, wo schon die Römer Reben angepflanzt haben, bietet die Esplanade neben der kleinen Kirche Saint Rémi mit ihren alten Kastanien- und Lindenbäumen großen Panorama-Blick: in der Ebene breitet sich die Stadt Metz aus, gegen Osten begrenzt von den höher gelegenen neuen Stadtteilen. Wieder hebt sich – auch noch in der großen Entfernung – die Kathedrale St. Etienne als Mittelpunkt hervor. Es ist der Blick in ein »weites Land«. Eine Formulierung, die aus der Literatur stammt: In der Tragikomödie »Das weite Land« von Arthur Schnitzler fällt gegen Ende des dritten Aktes die Bemerkung »die Seele – ist ein weites Land«. Hier geht es nicht um Geographie oder Geschichte, sondern darum, »was für komplizierte Subjekte wir Menschen im Grunde sind.« Dazu gehört auch die Definition »das Natürliche... ist das Chaos. Ja (...) die Seele ist ein weites Land, wie ein Dichter es einmal ausdrückte.«

Die Zeit Arthur Schnitzlers war die Epoche der Seelen- und Bewußtseins-Analysen, der Entdeckung des Un- und Unterbewußten. In Schnitzlers Theater-Dialog spielt der zitierte Satz auf eine Bemerkung vom Ende des Romans »Effi Briest« von Theodor Fontane an. Nach Erörterung von Status- und Psychoproblemen fällt der finale Satz: »Ach, Luise, lass... das ist ein zu weites Feld.« (Günter Grass hat später diese Formel von Fontane übernommen, um seinem Roman,

einem Panorama von Zeiten und Menschen, einen Überbau zu geben).

Auf der Höhe von Scy-Chazelles fällt es leicht, diese Formel zunächst in einem geographischen Sinn zu übernehmen: Ein Blick auf die Stadtlandschaft und gleichzeitig ein Blick auf die Geschichte; in diesem Sinn: Lothringen ein »weites Land«. Man sucht nach Kennzeichen, nach Kennworten für ein vielschichtiges Land, seine Geschichte. Man stellt sich Lothringen als großes Panorama-Bild vor, voller Historien und Menschen. Im Osten bilden die Vogesen einen Rahmen dieses Panoramas (das Wort Grenze möchte man hier nicht gebrauchen); Grenzen existieren im Norden zu Luxemburg und Belgien; gegen Westen und Süden öffnet sich das Land in die Champagne und die Franche-Comté.

Aber Lothringen ist mehr als ein »Durchzugsland«, auch keine Brücke wie in Epinal »Le Pont des quatre Nations«. Ein Kernland des alten Mitteleuropa seit den Zeiten der Karolinger. Hier oben in Scy-Chazelles steht gegenüber der alten Wehrkirche St.-Quentin das Haus von Robert Schuman, dem »Vater Europas«. Wer hier eintritt – in das Museum, die Bibliothek und das Wohnhaus mit dem schönen Garten – besinnt sich auf die Zeit nach dem Krieg (genauer: nach den Kriegen), denkt an die neue Zeit, auch für Lothringen, für dieses weite Land.

Die Residenz

Wie sich auf der Höhe von Scy-Chazelles der Panorama-Blick auf Metz anbietet, so hat auch Nancy einen vergleichbaren Aussichtspunkt: die Höhe von Bouxières-aux-Dames. Dort, von der baumreichen Umgebung des ehemaligen Benediktinerinnen- und Kanonissinnen-Konvents, überblickt man die weite Stadtlandschaft von Nancy, der größten Stadt in Lothringen. Etwa zu Füßen des Amphitheaters treffen sich Moselle und Meurthe. Nach links hin beginnen die Ausläufer der Stadt im Tal, die nach Westen hin auch auf den Höhen sich breit macht. Den höchsten Punkt dominiert ein Hochhaus. Von dort, aus den oberen Etagen, blickt man wie aus der Vogelperspektive auf die Großstadt. Die Altstadt, die ville vieille, diese

ehemalige Residenz, verschwindet im Häusermeer; in der weiten Fläche nur mehr eine Insel.

Ein Umschnitt wie in einem Film, ein Perspektiven-Wechsel: Wer durch die Gassen und Straßen der Ville Vieille geht, von der Porte de la Graffe in die Grande Rue einschwenkt in den Halbkreis, jetzt Place de Gaulle, über die Place de la Carrière und weiter zur Place Stanislas, begreift schnell, daß dieses alte Nancy nicht nur ein Touristen-Ziel ist, sondern die gewachsene Stadtmitte. Seit um den Platz keine Autos mehr kurven, wirkt er als zentraler Salon. Ein Glück, daß dieses historische Zentrum so gut wie unversehrt existiert. Man sitzt bei einem Café-au-lait oder einem Wein, gegenüber die kunstvollen Schmiedearbeiten von Jean Lamour, das Denkmal des »Wohltäters« Stanislas, der sich eingereicht hat in die Galerie bedeutender Herzöge wie Charles III., Henri II., Leopold (nach dessen Tod seine Gattin Charlotte-Elisabeth vom Volk nur ungern nach Commercy entlassen wurde). In der Nähe Meisterwerke der damaligen Architektur, eine berühmte Folge von Plätzen mit ihren Sichtachsen. Nicht weit eine Reihe von »Hotels particuliers«. Ein Gang durch das Musée lorrain wie durch das Musée des Beaux Arts gleicht einem Spaziergang durch die Geschichte des Landes. Im Rücken des Denkmals für Stanislas die Fassade des Hotel de Ville. Man blättert in einem Buch des ehemaligen Saarbrücker Kunsthistorikers J. A. Schmoll gen. Eisenwerth (»Die Mosel«): »Die Gesamtanlage (der Place Stanislas) ist eine Hymne an Frankreich. Als der Platz 1755 mit der Enthüllung des von Guibal geschaffenen Denkmals Ludwigs XV. feierlich eingeweiht wurde, nahm der achtundsiebzigjährige Stanislas, von Lunéville herüberkommend, auf dem Balkon des Rathauses in einem Sessel Platz. Das Gitter vor ihm, genau so kostbar von Lamour geschmiedet wie das von der Treppe, über die der alte Polenkönig und regierende Herzog hinaufschritt, zeigte dessen Embleme, sein Wappen, umrahmt von der Kette des Michaelordens und von den polnischen Adlern flankiert.«

1832 allerdings, in Paris war wieder ein Bourbonne König, wurde in Nancy Louis XV. von seinem Denkmal gestürzt, und Stanislas kehrte auf die Mitte des Platzes zurück.

Am Ende des 19. Jahrhunderts erobert sich Nancy wieder einen Ort in der Kunstgeschichte: die »Ecole de Nancy« besitzt ihr eigenes Museum; auch im Musée des Beaux Arts haben Arbeiten eines Prouvé, Louis Majorelle, ihren Platz wie im Untergeschoß die große Sammlung der Meisterwerke aus dem Atelier von Daum. Die alten Meister, Jacques Callot, Jacques Bellange, Claude Deruet, Georges de la Tour gehören neben den Bildern und Statuen von Heiligen, politischen oder militärischen Größen zum unentbehrlichen Inventar. Bei aller Geschichte, die »Residenz« ist eine junge Stadt.

Libération

Am 19. November 1918 ziehen französische Truppen, an ihrer Spitze Maréchal Pétain, der Sieger von Verdun, durch die Porte Serpenoise in die Stadt ein. Eine Inschrift am rechten Pfeiler des Tores verkündet die »Befreiung vom deutschen Joch nach 18 Jahren der Trennung von Frankreich«. An der Außenwand der Kathedrale St. Etienne in Metz erinnert eine Tafel an den Besuch des Maréchal Foch nach gewonnenem Krieg, am 19. November 1918. Die Tafel ist angebracht nahe der Figur des Propheten Daniel mit den Gesichtszügen von Wilhelm II. (sein Schnurrbart ist im Lauf der Zeiten abhanden gekommen).

Zahllose Statuen der »Jungfrau von Orléans«, der Retterin Frankreichs, schmücken seither die Plätze der Städte und Dörfer. Zahlreiche »Poilus« mit Helm und Gewehr stehen auf ihren steinernen Sockeln bereit, das Land zu verteidigen.

Wieder ein 19. November: 1944 vertreiben nach schweren Kämpfen amerikanische Truppen die sich zurückziehenden Besatzer aus Metz. Auf dem Mont Saint-Pierre östlich von Pange steht ein großes hölzernes »Lothringer Kreuz«. An seinem Sockel Inschriften in französischer und polnischer Sprache. Sie erinnern an den Schwur von Koufra (tief im Süden Libyens) vom 1. März 1941, die Waffen erst niederzulegen, »wenn unsere Farben, unsere schönen Farben wieder über Metz und Straßburg wehen«.

Bis zum Jahresende 1944 gelingt die Befreiung ganz Frankreichs. Eine wenig bekannte Erinnerung: eine unscheinbare Tafel

am Waldrand zwischen Dolving und Oberstinzel: Am Nachmittag des 20. November 1944 überquerte eine Abteilung der 2. Panzerdivision Leclerc die schwächliche Brücke über die Saar, befreite Oberstinzel und eine Reihe weiterer Dörfer und stieß drei Tage später vor bis Straßburg.

Eine hart erkämpfte Befreiung Lothringens: Kämpfe um Metz, Zerstörungen in Marsal. In Saint-Dié wird ein ganzer Stadtteil von deutschen Truppen gesprengt, die Bevölkerung vertrieben. Ähnlich in Gérardmer. La Bresse im Hochtal der Südvogesen, wo die Alliierten eine starke deutsche Verteidigung vermuten, wird wochenlang von Artillerie beschossen; die Deutschen deportieren alle männlichen Einwohner, dann zünden sie den Ort an. Haus für Haus, sprengen die Ruinen; Frauen, Greise und Kinder müssen zu Fuß über verschneite Höhen in ein Nebental. Dann tobt der Kampf um Hohneck. Weihnachten 1944 sind Lothringen und das Elsaß befreit. Wochen, die bis heute nicht vergessen sind.

Jumelage

Nach dem Krieg, ein anderes Deutschland; auch in Frankreich eine andere Zeit. Ein neuer Geist; Versöhnung. Eine neue Idee: Partnerschaften zwischen französischen und deutschen Städten. Es ist wie ein Wettbewerb. Unter allen Aktivitäten des guten Willens hebt sich eine hervor: Die Städtepartnerschaft zwischen La Bresse in den Vogesen und Pforzheim auf den Höhen des Schwarzwalds. An der Treppe zur Kirche in La Bresse ist eine schwarze Tafel angebracht, die Inschrift in goldenen Buchstaben: Am 6. November 1944 zwangen die Nazis alle Männer zwischen 15 und 65 Jahren sich an dieser Stelle einzufinden, und sie deportierten sie nach Pforzheim.

Manche dieser Zwangsarbeiter erlebten das Bombardement von Pforzheim vom 23. Februar 1945; 18 der aus La Bresse Deportierten kommen damals um. Heute ist Pforzheim wieder aufgebaut, besitzt eine wichtige Industrie. Auch in La Bresse sind fast alle Häuser und Höfe in den Nachkriegsjahren neu errichtet worden. Nur die Kirche hat die Zerstörungen teilweise überstanden. La Bresse ist ein wichtiges Wintersportzentrum,

und noch leben einige Männer, die sich an die Wochen in Pforzheim erinnern, jetzt »jumeliert«, eine Partnerstadt.

Eingemauert

Ein Meisterwerk. Eine Stadt, ein Stern in der Landschaft. Sie konnte wie mit einem Kreis von einer Mauer umschlossen werden. Mit dicken Mauern; Bastionen, wie spitze Stacheln stachen sie nach allen Seiten ab oder wie Zacken von einem Rad. Die Stadt war nicht sehr groß; drei Tore genühten. Die waren leicht zu schützen. An Verteidigung nach allen Seiten war gedacht.

Vauban, Marschall von Frankreich, hatte gute Arbeit geleistet. In Lothringen fand er lohnende Aufgaben: Montmédy, Longwy, Bitche, Marsal, Phalsbourg. Ideale Voraussetzungen; die Landschaft stellte Planer und Architekten vor keine größeren Probleme, so in Toul oder mit vergleichbarem Grundriß in Neuf-Brisach in der elsässischen Tiefebene. Vauban hat Toul ummauert. Die Altstadt lebt bis heute innerhalb der Mauern, auch wenn zu den drei Toren noch ein paar nötige Öffnungen hinzugekommen sind. Vauban hat die Stadt seinerzeit sicher gemacht gegen Angriffe von außen; aber er hat sie auch eingeschnürt, eingemauert.

Längst hat sich die Stadt außerhalb der Mauern ausgebreitet; das war lebensnotwendig. Aber ihr Zentrum, ihr Herz und ihre Herzstücke, deretwegen auch die Fremden in die Stadt kommen, stehen in der »Ville Vieille«. Während der beiden Weltkriege 1914/18 und 1940/44 erlitt auch Toul Zerstörungen; die Sprengung der Kathedrale verhinderte eine gute Fügung; Neubauten, ohne Patina, oft stillos füllen die Breschen; ihnen fehlt das Flair einer gewachsenen lothringischen Stadt. Aus einzelnen Mauerwerken wurden Garagen. Scheinbar hilflos steht man dem alten Festungswerk gegenüber. Wo aber Toul unversehrt ist, zeigt sich Stillstand.

Die Kathedrale, dieses Meisterwerk der Gotik, wird seit ewigen Zeiten restauriert; die Collégial Saint Gengould öffnet ihre Pforten nur an Sonn- und Feiertagen. Kaum auszudenken, daß Toul vor über tausend Jahren eine bedeutende Kathedralen-Schule besaß. Einer der dort Studierenden: Bruno von der Dagsburg, später Bischof von Toul

und als Papst Leo IX. »Aus der eisernen Klammer dieser Befestigungsanlagen des 17. Jahrhunderts«, schreibt J. A. Schmoll gen. Eisenwerth (»Die Mosek«), »hat sich die Stadt bis heute noch nicht befreit.«

Veränderungen

Daß Menschen und Städte sich verändern, sich erweitern, öffnen, Neues ausprobieren, realisieren, oft dazu gezwungen werden, ist bekannt. Das Wachstum der Bevölkerung, die Ansiedlung neuer Industrien, neuer Märkte erzwingt Veränderungen, Erweiterungen, Schaffung neuer Arbeitsplätze; es entstehen neue Strukturen; usw. ...

Ebenso bekannt sind negative Veränderungen: Schrumpfung der Einwohnerzahl, absterbende Industrien, Schwund von Arbeitsplätzen. Bekannte Probleme, Krisen. Auch dafür gibt es reichlich Beispiele.

Wer vor Jahren Longwy nahe der luxemburgischen Grenze und Mont-Saint Martin noch gekannt hat, glaubt sich heute in einer anderen Region. Vom Platz neben der kleinen romanischen Kirche von Mont-Saint Martin überblickt man das Tal, die Häuser der Stadt, und sieht auf eine große Wiese. Nur an ihrem äußeren Rand stehen noch wenige Industrieanlagen. Ein ähnliches Bild vom Aussichtspunkt an der Auffahrt zur Oberstadt von Longwy. Longwy, Mont-Saint Martin, das war eine riesige Stahlindustrie: Hochöfen, Kokereien. Das ganze Tal war angefüllt mit Lärm, Rauch, Feuererschein der Hochöfen, mit schwefelgelben und rostbraunen Wolken, mit Gestank, mit qualmenden Schornsteinen, dem Quietschen der Loren, mit Schmutz, der sich auf die Dächer der Häuser legte, sich an den Fassaden festfraß. Es war der brutale Rhythmus der Stahlindustrie, dieser nie ruhende Lärm. Alles das wurde demontiert, herausgerissen, eine amputierte Stadt. Brache, wo Hochöfen standen, Kokereien, Winderhitzer, Gebläsehallen. Eine Industrie, die für Frankreich lebensnotwendig war, wurde unrentabel, wurde abgeräumt. Die Stadt nun wie gelähmt; zurückgeworfen auf eine ältere Industrie: auf Keramik, für die Longwy schon vor der Schwerindustrie bekannt war. Alte Photographien halten diese vergangene Zeit, diese optische Symphonie aus Feuer, Rauch, diese

Arbeitswelt fest. Statt der Lärmsymphonie herrscht Stille. Der Motor ist stehengeblieben, ausgebaut. Die Architektur, die Fassaden mancher Gebäude, Banken, ehemalige Verwaltungssitze erinnern an die Stahlschmiede Frankreichs, an die »Cité du Fer« und an den Reichtum einer ganzen Region.

Der TGV eilt von Paris über Nancy in das Tal der Meurthe bis Lunéville und Saint-Dié-des-Vosges. Das Tal des Rabodeau, das Tal mit den ehemaligen Abteien Moyennoutier und Senones; das Fürstentum Salm-Salm hat wenig von seinem früheren Glanz in die neue Zeit herübergerettet. Der Verkehr quält sich auf der einzigen Durchgangsstraße von der Meurthe über die Pässe ins Elsaß, nach Straßburg. Den Abteien hat die Französische Revolution ein Ende bereitet wie dem Fürstentum Salm. Auch die Zeiten eines industriellen Wohlstands sind passé. Urbane Glanzstücke wie die Kirche der Abtei von Moyennoutier wirken wie weggestellt. Erinnerungen, so in Senones an den Abt, Bibliothekar, Schriftsteller und Wohltäter Volitaires, Dom Calmet.

Aber hört man nicht im Sommer die Trommeln, Pfeifen und Trompeten der »Garde de Salm«; schon kommen sie anmarschiert in ihren blau-gelben Uniformen; schwenken die Fahnen mit dem fürstlichen Wappen. Und noch eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten: Wenn ein Regiment der Fürsten von Salm-Salm in französischen Garnisonen lag, so standen ihm nicht nur Fleisch und Getränke zu, sondern zusätzlich zum Sold hatte jedes Bataillon Anspruch auf Betten für fünfzehn Frauen.

Meeresstille und glückliche Fahrt

Der Bodensee wird gern als »schwäbisches Meer« apostrophiert; solche großen Worte liegen den Lothringern fern, bezeichnen sie doch selbst ihre größeren Wasserflächen als »Etang«, zu deutsch als Teich: Etang de Lindre, Etang du Stock, Etang de Gondrexange. Nur der Lac de Madine verdient einen höheren Rang; da wäre auch noch der Lac de Pierre-Percée. Kleinere Gewässer wie der Etang de Hanau verschwinden in den Wäldern.

»Glückliche Fahrt« gönnen sich nur die Besitzer von Segelbooten oder kleinerer Motorflitzer. Ein Schiffsverkehr wie auf dem »Schwäbischen

Meer« ist unvorstellbar, allenfalls am Etang du Stock ein kleines Ausflugsboot namens »l'Abondance« oder auf dem Lac de Pierre-Percée »La vedette cristal«. Ruhiger und entspannter lebt man auf kleinen Tret- und Ruderbooten, oder bei den Paddlern. Lärmende Motorboote und deren Sportsfreunde müssen sich mit dem Etang du Stock und mit dem Lac de Madine begnügen.

Altertümlich sind die schwarzen Holzboote der Fischer, die oft stundenlang fast regungslos auf dem Wasser verharren.

Auch bei den Anglern rund um die Seen ist es still, wir sind in Frankreich, dem Land der concours de pêche. Geduldig stehen sie mit ihren hohen Stiefeln am Wasserrand oder dösen auf ihren Klappstühlen. Oft wie am Etang de Gondrexange sind die seichteren Stellen verschifft, Wälder drängen sich bis ans Wasser. Um eine Badestelle zu finden, bedarf es fast der Schliche eines Pfadfinders. Glückliche, wer bei schönem Wetter und warmem Wasser sich in den See wagt, frei von Schlingpflanzen, und glaubt, den See für sich alleine zu haben. Wasservögel leisten Gesellschaft. Ab und zu schnappt ein Fisch nach frischer Luft.

Vielleicht liegt in einiger Entfernung eines der schwarzen Fischerboote im Wasser. Von Zeit zu Zeit hört man die Stimmen der Fischer, wie ein Echo über dem flachen Spiegel des Sees.

Der Wasser-Tourismus spielt sich vielfach auf den Flüssen und Kanälen ab. Der Saarkohle-Kanal, der Canal de la Marne au Rhin, der Canal de l'Est wetteifern mit dem Canal du Midi. Seit die Lastkähne immer weniger werden, haben die Hausboote und die kleineren Jachten freie Fahrt. Im Herbst kehrt die große Stille zurück an die Seen, »l'eau reine«, schwärmen die Liebhaber der Natur.



Ein Kind

Von Mohsen Ramazani-Moghaddam

Von der Geburt bis zum Tod begegnen dem Menschen viele Ereignisse. Diese können glücklich oder unglücklich, mutig oder angstbesetzt, ärgerlich oder voller Freude sein. Es gibt Geschehnisse, die Hoffnung erwecken, und solche, die lähmen. Dabei kann es einem schauernd über den Rücken laufen: sowohl vor Angst als auch aus Freude.

Unvergesslich und fest in meiner Erinnerung verankert ist die Gendarmerie in Isfahan (Iran) mit ihrem rechteckigen Innenhof. Der Boden des Innenhofs bestand einfach aus Asphalt. Gegenüber dem Eingang lagen die Zimmer für die Offiziere und Befehlshaber. Auf der rechten Seite befanden sich die Küche und der Schlafraum der Soldaten, auf der linken die Räume der Wachposten und ein Schulungsraum. Direkt neben dem Eingang lag das Büro, in dem die alltäglichen Aufgaben der Soldaten festgelegt wurden. Einerseits wurden hier die einfachen, täglich anfallenden polizeilichen Aufgaben organisiert, andererseits aber auch Gefangenen-transporte sowie Verlegungen psychisch Kranker von einer Anstalt zu anderen.

Ein paar Tage zuvor hatte es geschneit. Es war ein sonniger Wintertag. Die Soldaten hatten in der Mitte des Innenhofs den Schnee der letzten Tage zusammengeschoben. Er schmolz durch die Sonnenstrahlen, und am Rand bildeten sich Wasserpfützen. Ich saß auf einem Stuhl am Arbeitstisch des Büros. Durch die Glastür drangen die Strahlen der Sonne immer stärker und stärker herein, und ein wunderbar wohliges Gefühl durchflutete all meine Glieder. Auf der anderen Seite des Büros saß mein vorgesetzter Offizier und las die täglich hereinkommenden Briefe. Nach einiger Zeit riss er mich aus meinem Tagtraum, indem er sagte:

»Herr Unteroffizier, ich habe heute eine Aufgabe für Sie. Sie sollen heute Abend einen Jungen aus Isfahan in die Psychiatrische Klinik nach Teheran bringen. Bestellen Sie jeweils eine Busfahrkarte für sich und den Jungen.«

Am Nachmittag kam der Vater mit seinem Kind. Er war ein mittelgroßer, gebeugter Mann mit schwarzem, spärlichem Bart, und er trug eine Mütze auf den Kopf. Er sah älter aus, als er war. Seine Hand umfasste fest das Handgelenk des Kindes. Er setzte sich mit ihm auf den Boden, wie es der Tradition im Iran entspricht, und breitete ein Tuch aus, um mit ihm die letzte gemeinsame Mahlzeit einzunehmen. Sein Kind, sieben oder acht Jahre alt, hatte glatte schwarze Haare, Pfirsichhaut und glänzende, aber traurig dreinblickende Augen. Der Junge war stumm, sein Vater hilflos. Nach dem Essen legte der Junge seinen Kopf auf den Schoß des Vaters und versuchte zu schlafen. Der Vater streichelte dabei zärtlich seinen Kopf. Jede Pore dieses Paares verströmte eine endlose Armut. In Anbetracht dieser Situation fragt man sich als Mensch, warum ein Kind in Armut und Elend geboren wird und ein anderes bereits mit der Geburt Reichtum und viele Möglichkeiten in seine Wiege gelegt bekommt.

Nach einer Weile nahm ich die Hand des Kindes in meine und zog es mit festem Griff vom Boden zu mir hinauf. Der Vater sagte nur: »Wenn Sie das Kind abgegeben haben, können Sie mir die Adresse mitteilen, sodass ich mein Kind besuchen kann.« Doch er kam niemals wieder. Seine Armut hatte er bereits seit Langem als Selbstverständlichkeit akzeptiert, ebenso wie die hieraus folgenden Erniedrigungen und Beleidigungen. Ein Zustand der Entrechtung, den er ertrug, ohne sich dessen bewußt zu sein. Der Vater merkte nicht, dass er durch die Armut fast all seiner Rechte beraubt worden war. Er hatte vor ihr resigniert. Ein Aufbäumen gegen diese Armut war ihm nicht möglich.

Als wir das Büro verließen, war der Himmel klar und voller Sterne. Die kalte, frische Luft durchströmte unsere Lungen. In die blassen Wangen des Jungen stieg eine leichte Röte, und er schrie seine Qual voller Ver-

zweiflung heraus. Seine ganze Brust erbebte vor Schmerz. Er drehte sich ein paar Mal nach seinem Vater um, weil er zu ihm laufen wollte; sein Vater legte jedoch nur die Hände vor die Augen. Ich dachte bei mir, dass eine Familie, gleich wie zerrüttet sie auch sein mag, für ein Kind immer noch ein vertrauter Platz ist. Doch wenn ihm dieser vertraute Ort genommen wird, zerbricht das Kind daran und fällt in eine leere Dunkelheit.

Ich zerrte das weinende Kind hinter mir her, bis wir zum Busbahnhof kamen. Auf dem Weg fing das Kind immer wieder an zu schreien. Beim Einsteigen dröhnte aus den Lautsprechern des Busses persische Popmusik, die der Busfahrer wohl besonders mochte. Wir setzten uns in die Mitte des Busses, und ich hüllte das Kind neben mir in eine warme Decke, sodaß es sich etwas beruhigte. Eine alte Bäuerin mit Kopftuch und Schleier, die vor uns saß, wollte auch nach Teheran. Voller Mitleid hatte sie die Situation des Kindes und auch meine erkannt. Sie war voller Mitgefühl und drückte dies aus, indem sie uns saure Gurken aus ihrem Glas anbot. Etwas anderes hatte sie nicht. Und dieses Mitgefühl war so rein und klar wie Wasser in einem Bach, auf das die Sonne scheint, sodaß man auf dessen Grund die Steine sehen kann. Es löste eine Wärme aus, die mich tief berührte und mir die Tränen in die Augen trieb.

Als wir in Teheran ankamen, war es noch eine Stunde bis zur Morgendämmerung. Der Himmel war wolkenverhangen, und eine dicke Nebelschicht überzog die Straßen. Es war trüb und traurig. Man hatte das Gefühl, daß auch der Himmel Mitleid mit dem Jungen hatte.

Zu dieser Zeit sind die Straßen von Teheran fast menschenleer, abgesehen von den Muslimen, die in die Nacht Liebesverkehr hatten und zur rituellen Reinigung des ganzen Körpers zu den Hamams eilen, bevor der Muezzin im Minarett das Morgenbetet verkündet. Die Ladengeschäfte sind noch geschlossen, nur in den Kalepâces, die Hammelköpfe und -füße verkaufen, rührt bereits etwas. Die Schwaden des gekochten Hammels ziehen durch die Räume, und ein Teil davon schlägt sich auf den Fensterscheiben nieder. Auch die Backgruben, in denen das Fladenbrot gebacken wird, stehen zur Öffnung bereit. Die brennenden

Öfen und der Duft nach frisch gebackenem Brot verbreiten eine Atmosphäre von großer Behaglichkeit.

Bis das Krankenhaus öffnen würde, waren noch ein paar Stunden Zeit. Da meine Eltern in Teheran lebten, kam ich auf den Gedanken, den Jungen mit nach Hause zu nehmen, damit er dort ein letztes Frühstück in freundlicher, familiärer Atmosphäre bekäme. Ein heißes Fladenbrot würde ihm auf der Zunge zergehen, und die Samoware würden eine einzigartige, gemütliche Atmosphäre schaffen, wenn das Wasser verdampften und die Teekanne drauf stehen würde. So könnte der Junge noch einmal die Wärme einer Familie erfahren, wenn auch nicht von seiner eigenen. Diesen Gedanken verwarf ich jedoch wieder, da für die Hin- und Rückfahrt nicht genug Zeit blieb.

Wir stiegen in ein Taxi und fuhren zur Psychiatrischen Klinik. Als ich an der Tür klingelte, schloß nach ein paar Minuten ein Krankenpfleger auf. »Wir nehmen um diese Zeit keinen Patienten auf. Bitte gehen Sie, und kommen Sie um acht Uhr wieder.« Als er aber das auffallende Leid im Herzen des Kindes sah und meine Hilflosigkeit bemerkte, hatte er Erbarmen mit mir und dem Kind. Und so sagte er:

»Kommt herein, ich gebe ihm eine Spritze zur Beruhigung, dann wird er bald einschlafen. Hier aber könnt ihr nicht bleiben. Wartet dort drüben im Teehaus, bis das Krankenhaus öffnet. Dann könnt ihr wiederkommen.«

Nachdem er dem Kind die Spritze gegeben hatte, gingen wir ins Teehaus. Im hinteren Teil gab es Stühle und Tische. Da es noch so früh war, lag im vorderen Teil eine alte, schmutzige Matratze mit einer Decke. Unter der Decke kauerte eine alte Frau in voller Bekleidung mit halb geschlossenen Augen. Wie an vielen Plätzen der Welt, so übernachteten auch in Teheran die armen, alten Leute im Winter in der Nähe eines Ofens und im Sommer im Freien. Sie ziehen tagsüber dieselben Kleider an, in denen sie nachts schlafen.

Als die Frau merkte, dass der Junge den Platz nötiger hatte als sie, stand sie auf, überließ ihm ihren Platz und streichelte ihm zärtlich über den Rücken. Dann sagte sie zu mir: »Der Junge kann hier schlafen.« Der Junge, der in der Zwischenzeit durch die Spritze

müde geworden war, legte sich auf die Matratze, und sie breitete ihre Decke über ihn. Dann setzte sie sich neben mich und fing an, mir von ihrem Leben zu erzählen:

Sie bekam erst spät ein Kind, das geistig behindert war, da ihr Mann der Sohn ihres Onkels war (im Iran ist es üblich innerhalb der eigenen Verwandtschaft zu leben, zu heiraten und Kinder zu bekommen). Ihr Mann verließ sie, ohne weiterhin für sie zu sorgen. Er fand im Winter in Teheran keine Arbeit und ging deshalb in den Süden des Landes,

um dort auf dem Bau zu arbeiten. So kam das Kind in die Psychiatrische Klinik. Die Frau versuchte, in der Nähe der Psychiatrischen Klinik zu leben, damit sie ihr Kind wenigstens ab und zu sehen konnte. Es gibt Menschen, die sich schämen, ihre Armut zu zeigen. Aber sie schämte sich ihrer Armut nicht und versteckte sie auch nicht.

Gegen acht Uhr in der Früh weckte ich das Kind und gab es in der Kinderabteilung ab.

Peter Strickmann

Präparierte Brunnen

- Max-Mertz Brunnen, Rathausplatz ❶
- Stengelbrunnen, St. Johanner Markt ❷
- Luisenbrunnen, Altneugässchen ❸
- Landwehrplatzfontänen, Landwehrplatz ❹
- Brunnen, Breite Straße ❺

❶



1





2

2



3







3



Diese Brunnen der Stadt zeigten ein verändertes Verhalten, nachdem ich sie mit Draht, Stahl, Plexiglas u.ä. bestückt und ihre Wasserbewegungen umgelenkt hatte. Ihr Gepinkel wurde ein Regen, ihre Geschosse wurden zum Gesprenkel, ihre Aktivität wurde wilder oder heimlicher als zuvor.

So stiften die Manipulationen ein erhöhtes Durcheinander, ein paar neue Farben im Klangbild und etwas Unroutine im Becken und dessen Nachbarschaft.

Saarbrücken, 2014/15



Ein Requiem für Tanja Gräff

(4 x 21 Silben)

Von Arnfrid Astel

Kurz wie der
Sturz vom Felsen, laut
war der Schrei,
den die Schlaflosen
verschlafen haben.

Acht Jahre
lag das Dornröschen
im Gebüsch,
unentdeckt von der
blinden Polizei.

Hinterm Haus,
in Augenhöhe,
acht Jahre.
Unverwest waren
Uhr und Halskette.

Dieser Schrei
hat sich im Sandstein
verewigt.
Man sieht am Felsen
die Gestalt der Frau.

Nestelknappe

Von Ralph Schock

Die in der Pfalz lebende Braut wünschte sich zur Hochzeit von Vater französischen Kaffee für die Feier. So viele Päckchen könne man nicht schmuggeln, sagte Vater, und packte sie offen in einen Karton auf den Rücksitz. Der Zöllner – es waren immer Schwarze, nie kamen sie aus Lothringen oder dem Elsass – zählte die Beutel, rechnete und schrieb eine Zahl auf einen Zettel, den er Vater gab. Der Schlagbaum war geschlossen und unser Cremeschnittchen das einzige Auto an der Grenze. Vater begann zu diskutieren, er rief *mariage* und *pfiff tam tam tatam*. Doch der Zöllner verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander und sagte *payer*. Da nahm Vater den Karton aus dem Auto, deutete zu einer noch auf saarländischem Gebiet stehenden Weide und erklärte gestenreich, dass er den Kaffee dort deponieren würde. Und am Abend, *soleil kaputt*, käme er zurück und nähme den Karton wieder mit. *En Sarre. Compris?* Der Zöllner schaute uns entgeistert hinterher, als wir durch die Wiese zu der Weide stapften. Dann sagte Vater, ich solle ihm schnell die Schnürsenkel aus den Schuhen ziehen, und er band sich damit die Hosenbeine unten zu. Nun öffnete er den Gürtel, riss eine Packung nach der anderen auf und schüttete die Bohnen in die Hose. Die leeren Beutel deponierte er unter dem Baum. An der Zollschranke deutete er auf die Weide, dann auf sich und sagte *soir retour*. Der Zöllner scheuchte uns weg wie Fliegen und öffnete den Schlagbaum. Bei der Braut ließ Vater ein Bettlaken auf dem Wohnzimmerboden ausbreiten, streifte die Schuhe ab und stellte sich in die Mitte. Alle schauten zu, als er ankündigte, jetzt sein Hochzeitsgeschenk zu überreichen. Dann bückte er sich und löste den einen Schnürsenkel und ich nestelte den anderen auf. Die Bohnen rutschten heraus und zwei braune Hügel bedeckten seine Füße. Es roch wunderbar und alle lachten und klatschten. Er war der König der Hochzeitsgesellschaft. Und ich sein stolzer Nestelknappe.

GEOGRAPHIE

Wie man im Notfall aus zwei Schrauben, einer Mutter und abgeschabten Zündholzköpfen eine Handgranate baut, das erklärte uns, als wir die Sowjetunion durchnahmen, der Erdkundelehrer.

DER TANKWART

Bei jeder Fahrt zu den Verwandten in der Pfalz freute ich mich, ihn zu sehen. Wenige hundert Meter vor der Grenze saß er neben einem Tankstellenhäuschen reglos auf einem Stuhl und blickte auf die wenigen vorbeikommenden Autos. Es war ein dicker alter Mann mit dunkler Schirmmütze und mürrischem Gesicht. Jetzt kommt er gleich, sagte Vater immer. Ob er auch heute da ist, fragte ich, wenn Vater nichts gesagt hatte. Nie haben wir bei ihm getankt, und nie sah ich jemals ein Auto an der Zapfsäule stehen, denn Benzin war im Reich billiger. Nichts sonst gab es an der Tankstelle, nur die beiden Zapfsäulen und den Mann auf dem Stuhl, keine Werkstatt, keinen Kiosk. Der Mann wartete, wie alle damals. Wie Vater auf die jährliche Gehaltserhöhung und Mutter auf den nächsten Urlaub in La-Napoule. Gleichzeitig war es die Zeit der Überraschungen. Nie zuvor gesehene rote, grüne oder gelbe Paprika, die er beim Barras in Jugoslawien gegessen hatte, brachte Vater aus N. mit. Ein anderes Mal eine Kokosnuss, die er, weil wir sie nicht öffnen konnten, mit seinem Fuchsschwanz durchsägte, und deren Milch sich auf dem Küchentisch ausbreitete. Oder eine Ananas. Oder eine Packung getrockneter Datteln. Was für klebriges Zeug, sagte Mutter, nachdem sie eine Frucht aus der Schachtel gepult und probiert hatte.

TAG X

Wochenlang sprachen alle von dem Datum mit dem seltsamen Namen. Als der Tag endlich da war, entfernte Vater die Zeltplane, mit der unser goldfarbener VW abgedeckt war. Er hatte das Auto ein paar Wochen vorher gebraucht im Reich gekauft und eine Querstraße weiter abgestellt. Vor unserer ersten Fahrt brachte ich wie immer einen vollen Wasserkessel, denn meine Aufgabe war es, Kühlwasser einzufüllen. Doch Vater sagte, anders als unser Cremeschnittchen habe der Volkswagen eine Luftkühlung. Und ich bräuchte nie mehr Wasser einzufüllen.

FIEBER

Er hat hohes Fieber, hörte ich Mutter sagen, als Vater nach Hause kam. Sie hatte mir ein Bett im Wohnzimmer gemacht, die Tür zur Küche war angelehnt, ein schmaler Lichtstreifen fiel herein. Auf einem Tisch an der Wand stand das Radio. Sein rundes Auge starrte grün im Dämmerlicht. Es sah aus wie die riesige Pupille einer Kuh oder wurde beim langen Hinsehen so groß wie ein Mund. Dann verkündete eine dunkel feierliche Ansage, und die Worte rollten in langen Wellen von weit her heran: Hier ist Radiosaarbrücken. Sie hören jetzt Diestimedestages.

GAGNES

Mein Lieblingskaugummi kostete fünf Franken. Sie lagen in einem großen runden Glas und waren wie Bonbons in bunte Papierchen eingewickelt. Manchmal war zusätzlich ein schmaler weißer Papierstreifen darin eingedreht, auf dem in roten Buchstaben gagné stand. Fand ich ein solches Zettelchen, durfte ich mir einen weiteren Kaugummi nehmen. Einmal hatte ich von Oma zum Geburtstag ein Hundertfrankenstück bekommen und kaufte zwanzig Kaugummis. In dreien waren Zettelchen, die ich der Verkäuferin gab. Sie sagte: So viele Gagnes, da hast Du aber Glück gehabt, und streckte mir das Glas erneut entgegen.

BÜCHER

Auf dem Bord in der Küche standen zwei Blumenvasen, ein Kistchen mit Korkunter-setzern für Weingläser, zwei Hündchen aus Holz und eine Tulpenkerze, die ich Mutter zum Geburtstag geschenkt hatte. Daneben der Roman Perlicco Perlacco, zwei Bände mit Abenteuern des Amerikafahrers Jürnjakob Swehn, Bewahrtes und Ver-heißendes von Johannes Kirschweg und ein Gartenführer, ein Geschenk zum Ein-zug in das neue Haus. Ausserdem die Zivilschutzfibel. Ein dünnes Heftchen, das vom Bürgermeisteramt an alle Haushalte verteilt worden war. Darin wurde geraten, bei einem Atomangriff hinter einem Mäuerchen Schutz zu suchen und Nacken und Kopf mit einer Aktentasche oder einem Ranzen zu bedecken.

KURVEN

Vor dem Radio wartete ich auf das Wort Couve de Murville. Kam es endlich, freute ich mich. Ich dachte an die blankgefahrenen Kufen meines Schlittens und an einen roten Sportwagen. Abends im Bett kreiste das Wort in meinem Kopf herum, und nach einer Weile begannen Sportwagen und Schlitten wild durcheinanderzurasen. Eine Zeitlang kam das Wort häufig aus dem Radio. Dann selten, irgendwann nie mehr.

HALBGEHENKT

Leute, die nicht arbeiteten, waren für Mutter Tagediebe oder Gesindel. Sie tranken schon tagsüber Bier, ihre Kleidung war unordentlich, und sie stahlen Unsermhergott die Zeit. Manchmal, wenn ich mit halb aus der Hose heraushängendem Hemd vom Spielen nach Hause kam, schimpfte Mutter, ich sähe aus wie ein halbgehenkter Jud. Bloß halb gehenkt, das konnte so schlimm nicht sein. Nur unter einem Jud konnte ich mir nichts vorstellen.

KLICKER

Meine Klicker bewahrte ich in einem gemusterten braunen Stoffbeutel auf. Die meisten waren aus gebranntem Ton, die vier schönsten aus Glas. Dünne farbige Schlie-ren schwebten darin. Bei Wettkämpfen setzte ich sie nie ein, obwohl ich viele Ton-klicker hätte gewinnen können. Als die Männer mit dem Schlachten fertig waren, kam einer in die Hofecke, wo ich Klicker in eine Kuhle schob. Ob ich wisse, sagte er, dass Glasklicker aus gebackenen Schweineaugen gemacht werden. Und öffnete die Hände, in denen die beiden Augen lagen. Am Samstag, wenn Mutter backt, sollte ich sie mit aufs Kuchenblech legen. Nachdem sie hart geworden sind, müsse sie Vater mit feinem Schmirgelpapier glattpolieren. Ich wollte unbedingt noch zwei Glasklicker besitzen. Aber es ekelte mich, die blutigen Klumpen anzufassen.



bündel

Von Yvonne Lachmann

sagen sie doch nicht
die tulpen sind für mich

die hängen ihre köpfe
über den vasenrand

und aufrechter wird es nicht
*

er hob den fuß
über der pfütze:

zwei kugeln
im waffeltütchen

egal in welcher stadt
ergibt das heimat?
*

was ich liebe
wissen sie

das hänge ich in die feinen
äste des baumes vor dem fenster

wenn es mich zerbirst rutscht es in die
wurzeln oder wächst heraus mit dem frühling
*

es schlüpfte an seinen platz
und verschwand von der bildfläche

sagt man so?
*

die sache ist die
bewegungslos langgestreckt schwerelos nur umgekehrt auf dem bauch kann ich alles sein
sogar im moment – gern
*
ein halm schnittlauch hält dagegen
*
aprikosenhell
bleistiftrot gesellt sich
die morgensonne in das leben
senkt sie sich um's tannengrün
singen die kleinen
gefederten leichten umschwärmen
die zarten umwerben beflügelnd mit
deren schlagen
das herz
(für fanny)
*
nach feuchtem laub
nasser straße
lampenschein
sogar dem rauschen
der wagen die sich
in mein ohr trauten
samt der insassen
roch es
*

knie nieder
die stirn im regen
auf den stein die hände
daneben gewaschen und befleckt
*

recht hatten sie dachte er
schaute durch die fettige scheibe und dachte

recht haben sie aber mir ist es nicht
weil irgendwie ist mir nicht wohl
*

im maul der rest
des schnabels
eines liedes noch

das mit dem vogel
der es trug

...ächzt...
*

die es betrifft
suchen den bezug

handballen
wangenknochen

fußballen den versen
durch die städte barfuß

die steppen
wen betrifft es nicht?
*

die intentionen und bedürfnisse hatten sich...wie soll ich sagen: ein knäuel aus
störrischem mit einer grauen gummischicht umschlungenem draht, beide enden
ein und des selben sehr innig verkeiltem lagen offen, ließen aber keinen durchgang
zu, zum kern des gebildes, das wie eine mistel zwischen den gedanken seines
erzeugers hing
*

der eine sitzt auf einem turm
den kopf adrett geneigt
der andere kommt
sie seh'n sich um
und schweigen
jetzt zu zweit
nach da nach dort
beredte einsamkeit
mit draht verwunden
turmgebunden

der dritte rabe schreit

mit den flügeln klapp klapp
mit den schnäbeln voran
mit den herzen poch poch
durch den wind
*

die knospe knickte
kurz unterhalb der krone

ein da
glüht jetzt

ihr gewesen sein
*

ich hatte versucht das aufzuschreiben, ich war nämlich die kleine strasse von gerhard
richter 1987, 62 x 83 cm runtergelaufen und hatte ständig das gefühl auf dem
nachhauseweg zu sein, der winkel passte, vom licht
und dann habe ich es gelöscht aus versehen

*

im hinblick ocker
im zweiten umrandet von rost
roten dachziegeln

blau drüber
grün daneben

*

er brach das brot
ich biss hinein

sie sah sich um
er stand allein

*

sanft legte
was nachwehte
sich um die kehle

*

wenn ich das jetzt runter schlucke
was ich übrigens getan habe stößt
es sofort wieder auf und ich spreche
nicht von mehlspeisen und da ich nicht
weiß wohin damit schluck ich's wieder
und dann stößt's und wissen sie was

sie können es haben!

*

der mund liegt still
die augen brach

im hofe
läuten die glocken

der hof liegt still
die augen wach

im mund
läuten die glocken
*

(ich bin kurz davor
meinen beitrag in die runde zu rufen

was mich irritiert ist der gedanke ich sei keine krähe.)
*

den fuß

in der sonne
vom stuhl
runter

der kopf
in den armen

die kirschen kommen noch.
*

yvonne lachmann, geboren in pforzheim, schreiben von lyrik/kurztexten beginnt mit ca.
16 jahren, geld verdienen? gut dass sie fragen! ich bin gesegnet, woher das kommt weiß
ich also nicht, mit einer gewissen lafbereitschaft.
*

»mir gefällt es hier
ausgesprochen gut«

rief er

den jungen kopf
in den nacken geworfen
die ärmchen in den hüften
bei den hosen gestemmt deren
beinchen im wind ihm
um die knöchel flatterten

»allen gerüchten zum trotz«

rief er

mit seiner hellen stimme
hoch hinaus und rannte

bis ihm die fußsohlen
wie leuchttürme brannten
über die weiten felder
durch die wälder
über die berge
ins tal

seiner heimat entgegen

(für josef)

*

sämtliche kleine kartöffelchen die ich finden konnte, vier karotten, eine handvoll
grobes salz und mir dann das heisse wasser über den latz gegossen.

mit butter und salz – ein gedicht!

Der Dirigent

Von Jörg W. Gronius

Er ist 92 Jahre alt und sieht aus wie ein Violinschlüssel. Unsicheren Schrittes betritt er die Bühne der Kongreßhalle, wo das Orchester ihn auf dem langen Weg vom linken Bühnenauftritt nervös erwartet: Wird er es schaffen? Ja. Wie immer. Aber heute ist er nun doch deutlich gealtert seit dem letzten Konzert vor einem Jahr.

6. November 2015 Saarbrücker Kongreßhalle: die 8. Sinfonie von Anton Bruckner. Nein, hier ist die ältere Schreibweise obligat: Bruckners 8. *Symphonie*. Ein Klanggebirge, ein Kaskadenwerk für Blechlawinen und Paukenwirbel, Schalmeienschreie der Bukolik und Hörnerschall, glitzernde Streicherlamenten, Cellozorn und Bässewut von 80 Minuten Länge.

Ist das Podium erreicht unter dem Beifall der Gewißheit, daß es ihn, den Dirigenten, noch gibt, daß er, der Dirigent, noch lebt, noch reist, noch fliegt und in Airportlounges herumsitzt, noch unermüdlich die Partituren Note für Note studiert, dabei das Wohnen in Hotels erträgt, sind ihm, dem Dirigenten, die zwei Stufen leicht erklommen. Das Geländer des Podiums gibt der rechten Hand genug Halt, um mit der linken dem Publikum winkend zu danken.

Nach kurzem Einhalt der Dreh des Körpers zum Orchester, das jede seiner Bewegungen konzentriert verfolgt, der Griff zum wie abgebrochen wirkenden Stab. Beide Arme knapp unter Schulterhöhe erhoben signalisieren den Anfang. Hände, Münder, Augen, Ohren, Atem der Musiker sind einzig Beginn. Eine winzige Geste der Dirigentenhand mit dem Stabrudiment. Da weht der Ton des ersten leise anhebenden Wohlklangs.

Bruckners achte Symphonie ballt sich zu Knoten von Abrißbirnenschwere, entspannt sich zu hüpfenden Bächen leichten Wassers, breitet sich zu zandergesättigten, ruhig dahinfließenden Strömen, hebt sich zu zischenden Raketenflügen, zu Marschflugkörpern und Monumentalgeschossen, eröffnet Lichtungen in dichtesten Rauwäldern, gelangt am Ende zu Triumphfanfaren und Höllengebrüll. Gäbe es noch die Mauern von Jericho, sie würden jetzt zu Staub unter dem Gewitter eines spätromantischen Schlachtgetümmels, vor dem Napoleon sich gefühlt hätte wie ein auf der Autobahn überfahrener Igel.

Mit dem letzten, dem allerletzten gewaltigen Schlag, wie immer am Schluß, ist alles aus. Das Orchester nahezu am Boden. Da will der Dirigent nun in die jähe Stille hinein die dichte Ruhe eine kurze Weile erhalten, das leichte Schweigen zelebrieren als Kontrast zu des Linzer Buam virtuosem Gebrüll.

Im Publikum aber jedoch weiß man um die Direktübertragung durch SR 2 Kulturradio und will am Ende der Sendung als Erster gehört werden mit seiner unverkennbaren Stimme: »Bravo!« So schallt es grell und häßlich. Damit »s Mutti auch weiß, daß man wieder dabei war. Hier, im Saarland, erkennt man sich an der Stimme im Radio.

Den Maestro ficht's nicht an. Gelassen dreht der Violinschlüssel aus Haut und Knochen, die der Frack zusammenhält, sich seinen erschütterten Zuhörern zu: der Applaus ist brachial, gegen Bruckner aber ein Lächeln.

Am 6. November 2015 wurde Stanislaw Skrowaczewski Ehrendirigent der Deutschen Radio-philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern. Seit 1978 war er regelmäßig Gastdirigent des Rundfunk-Sinfonieorchesters Saarbrücken, seit 1994 »Erster Gastdirigent«. Er spielte im Lauf der Jahre mit dem Orchester u. a. sämtliche Sinfonien von Beethoven, Brahms, Schumann und Bruckner auf CD ein.



Der Osten trifft auf den Westen

Über das künstlerische Werk von Aloys Ohlmann (1938–2013)

Von Soja Boruchova

*Flüchte du, im reinen den Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.*

Aus dem West-östlichen Divan von J. W. Goethe

Der Autorin dieses Berichtes war es vergönnt, 1979 gemeinsam mit Aloys Ohlmann eine Ausstellung westdeutscher Künstlerarbeiten auszurichten. Diese Austauschausstellung fand in den Räumen der Künstlerunion Tadschikistans statt. Sie wurde von den Freundschaftsgesellschaften der Länder organisiert. Damals waren solche Austauschstellungen sehr in Mode. Nicht finanzielle Interessen waren der Grund zu diesen kulturellen Kontakten zwischen Ost und West, sondern das innige Bedürfnis, durch Austausch auf kultureller Ebene einander kennen zu lernen.

Die Exponate in Duschanbe waren Grafiken saarländischer Künstler, darunter auch Arbeiten von Aloys Ohlmann. Die meisten Arbeiten gehörten zur abstrakten Kunstrichtung, die wegen ihrer Gegenstandslosigkeit zu der Zeit vom Publikum nicht verstanden wurden. Es waren in der Ausstellung aber auch einige Reproduktionen von weltbekannten surrealistischen Künstlern wie Max Ernst und Rene Magritte vertreten.

Die Ausstellung stieß beim Publikum auf großes Interesse, ganz besonders bei der Jugend, die geradezu lechzend die »verbotenen Früchte« der westlichen Kulturwelt kennen lernen wollte. Den jungen tadschikischen Künstlern war sehr daran gelegen, die neuen für sie noch unbekanntem Horizonte der zeitgenössischen westeuropäischen Kunstrichtung zu entdecken. Ich kann mich noch gut erinnern, wie einige von ihnen, auch der hervorragende und sehr talentierte Monumentalist Dot Abdusamatow, angetan von den Arbeiten in der Ausstellung, ohne Erlaubnis von offizieller Seite bei sich in den Ateliers

begeistert damit beschäftigt waren, abstrakte und surrealistische Kunstwerke herzustellen. Diese passten natürlich nicht in das Bild des sozialistischen Realismus. Sie konnten auch nicht in offiziellen Ausstellungen gezeigt werden. Sie wurden nur im vertrauten Freundeskreis oder besonderen Verehrern dieser Kunstrichtung anvertraut, zu denen glücklicherweise auch ich gehörte. So eröffneten sich dem Osten die Ideen der westlichen Kulturwelt. Zur offiziellen Delegation aus dem Saarland gehörten Vertreter des Kultusministeriums (Marianne Granz) und kunstschaftende Persönlichkeiten aus Westdeutschland

Sie informierten sich interessiert über das Leben der Menschen und über die industrielle Leistungskraft der tadschikischen Unionsrepublik. Traditionsgemäß wurde die Delegation in die Vorzeigestadt Nurek gebracht, wo sich ein Stausee und ein Wasserkraftwerk befinden.

Eine besonders rührige Enthusiastengruppe aus der tadschikischen Künstlerunion wagte es, einen nicht eingepflanzten Besuch in der ethnographischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften zu organisieren, wo die Meisterwerke der Volkskunst aufbewahrt werden. Das ethnographische Museum gab es damals noch nicht. Ich kann mich noch gut daran erinnern, welche staunende Begeisterung die tadschikische Stickkunst bei den Gästen auslöste, als der hervorragende Wissenschaftler Nikolai Nikolajewitsch Jerschow, ein Ethnograph, gemeinsam mit seiner Ehefrau die in Kisten verpackten Stickarbeiten, genannt *Susanis*, aus den Kisten holten. Als sie wie Zauberer die Stickarbeiten entfalteten und den Gästen präsentierten, verschlug es ihnen, begeistert von der Schönheit dieser Kunstwerke fast die Sprache.

So wurden sie Zeugen dieser einzigartigen Stickkunst, die seit eh und je von Meisterhänden mühevoll und geduldig geschaffen

und von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Aloys Ohlmann war verzaubert von den helleuchtenden Farben und den herrlichen Ornamenten tadschickischer Stickkunst, wie einst Henri Matisse von der Schönheit persischer Teppiche und den traditionellen Textilien aus Algerien. Nachdem sie einmal die Pracht des Ostens entdeckt hatten, sammelten sowohl Matisse als auch Ohlmann ihr Leben lang die dekorativ angewandten Kunstschätze dieser Region.

Die schöpferischen Ideen beider Künstler waren oft sehr vom Einfluß des Ostens geprägt. Matisse benutzte in seinen Darstellungen oft Textilelemente und Teppichmotive. In seinen Aussagen schrieb er vom gegenseitigen Kultureinfluß des Ostens und des Westens. Ohlmann dagegen interpretierte den Einfluß des Ostens auf seine eigene Weise, indem er die mittelasiatischen Motive, biblische Themen und teils mythologische Begriffe in seine Schöpfungen integrierte. In Ohlmanns Kunstwerken ist das Ostthema ein fester Bestandteil. In diesem Bericht werden die Arbeiten des Künstlers Ohlmann, welche nach seiner Reise in Mittelasien und seinen dabei gemachten Erfahrungen und gewonnenen Eindrücken entstanden sind, ausführlich erörtert.

Aber vorher möchte ich die Gelegenheit nutzen, um den Lesern zu erklären, wie sich die künstlerische Laufbahn von Aloys Ohlmann entwickelte.

Die Zeit blieb nicht stehen und die Jahre eilten unaufhaltsam weiter. Aber die freundschaftliche Beziehung zwischen Aloys Ohlmann und mir wurden bis zu seinem Tode 2013 nie unterbrochen. Über seine künstlerische Tätigkeit war ich immer bestens informiert.

Im Laufe der letzten drei Jahrzehnte ist mein Interesse an Kunst und Kultur von drei Emigrationen und einem Leben auf drei verschiedenen Kontinenten geprägt worden. Nun lebe ich seit über zwei Jahrzehnten im Westen. Und so bin ich Zeuge geworden, wie sich das künstlerische Niveau von Aloys Ohlmann klar abhebt von der allgemeinen Geschmacklosigkeit und Politunkorrektheit, welche sehr oft sogar in den Räumen angesehenen Museen oder Galerien als Werke der Avantgarde oder Postmoderne zur Schau gestellt werden.

Aloys Ohlmann war übrigens in mehreren Kunstsparten tätig, so in der Tafelmalerei, Grafik, Serigrafie, Buchillustration und Bildhauerei. Er bezeichnete sich als einen Künstler, der seiner Sache leidenschaftlich verfallen ist und sich daher kompromisslos und ehrlich zu seiner Arbeit verhält. Seine Teilnahme an Gruppenausstellungen und seine Einzelausstellungen in Deutschland und in Europa erhoben seinen Namen in die Höhe der nichtkommerziellen Künstlergeneration. Er war zugleich ein hervorragender Pädagoge, der sein Kunstwissen mehreren Künstlergenerationen und Schülern vermittelte.

Nun zur Biografie des Künstlers Ohlmann. Dazu sei bemerkt, daß er im Grunde eine sehr zurückhaltende Lebensweise pflegte. Er fuhr jedes Jahr in den Sommermonaten nach Südfrankreich in die Provence, um dort in idyllischer Umgebung in aller Ruhe kreativ arbeiten zu können. Er entfloh nach Möglichkeit dem Presserummel und dem Trubel in den Metropolen. Aloys Ohlmann wurde in Balterweiler im Saarland geboren und lebte dort bis zu seinem Tode. Er war der einzige Sohn der Eheleute Josef und Margarethe Ohlmann. Der Vater war von Beruf Maler und Anstreicher. So konnte der zukünftige Künstler während seiner Jugendzeit sich der Mithilfe im Familienbetrieb nicht entziehen.

1956 trat Ohlmann in die Schule für Kunst- und Handwerk in Saarbrücken ein und machte seine Ausbildung dort unter der Leitung des bekannten Künstlers Oskar Holweck. Dann war er in der Bildhauerklasse bei Professor Theo Siegle.

Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre studierte Ohlmann Kunstmalerei an der Werkkunstschule Saarbrücken unter Leitung des bekannten deutschen abstrakten Künstlers Professor Dr. Boris Kleint. Dessen Name steht in enger Verbindung mit dem berühmten russischen Avantgardisten Wassili Kandinsky. Bekanntlich lebte, arbeitete und lehrte Kandinsky viele Jahre in Deutschland. Kleint spielte in der künstlerischen Entwicklung Ohlmanns eine wichtige Rolle. Die anfangs der 60er Jahre entstandenen Werke von Aloys Ohlmann dokumentieren sein tiefes Interesse an der Synthesekonzeption in der Kunst, zum Beispiel die Verbindung von Musik und Kunstmalerei in reiner Abstraktion dargestellt. Ohlmann, auch sein Lehrer

Boris Kleint, beide inspiriert von den Ideen Kandinskys, interpretieren die Musik mit abstrakten Bildern in der Kunstmalerei.

Von 1961 bis 1963 studiert Ohlmann an der Staatsakademie in Stuttgart Bildende Kunst. Nach Abschluß des Studiums an der Akademie im Jahre 1965 beginnt er seine pädagogische Karriere als Lehrer für Bildende Kunst an der Gemeinschaftsschule in Oberthal, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1999 lehrte. Parallel zu seiner Arbeit in der Schule unterrichtete er an der Saarländischen Universität – Fakultät Bildende Kunst und Kunstwissenschaft.

Ohlmann war einer der Gründungsmitglieder der Gruppe 7 neben Paul Antonius, Heinz Diesel, Seiji Kimoto und Axel Büttner; später gehörten der Gruppe bekannte Künstler aus verschiedenen Ländern an. Das Erscheinen dieser Gruppe im Jahre 1968 prägte das Bild der zeitgenössischen europäischen Kunst während der Modernismus-Periode. Diese Gruppe einte allein das Bestreben, mit der Sprache der Kunst ihr persönliches Weltverständnis zu artikulieren. Sie organisierten Ausstellungen in verschiedenen Ländern der Welt mit der Absicht, bei den Menschen das Interesse an den bestehenden Gesellschaftsproblemen zu wecken, sie zur aktiven Teilnahme an der Gestaltung einer gerechteren Welt zu sensibilisieren. Sie waren im Grunde die Vorboten der Grünenbewegung in der westlichen Gesellschaft, soweit es sich um das Thema Umweltschutz handelte oder das Problem der sozialen Gerechtigkeit betraf.

Die Arbeiten von Aloys Ohlmann in diesen Jahren waren hauptsächlich Themen des Umweltschutzes gewidmet.

Diese Themen beschäftigten den Künstler während seines ganzen Lebens. Ohlmann war auch als Buch-Illustrator bekannt. In seinen Arbeiten setzte er die bestehende europäische Tradition, die Buchproduktion in Kleinauflagen fort, wobei er mit namhaften zeitgenössischen Autoren zusammen arbeitete. Heutzutage ist die Buchherstellung in Kleinauflage eher eine Seltenheit. Die Buchgrafik von Aloys Ohlmann bereichert somit zweifellos die Schatzkammer der europäischen Kunst. Wie schon am Anfang dieses Berichtes bemerkt, spielt die Ostthematik in den Arbeiten von Aloys Ohlmann eine herausragende

Rolle und ist weitgehend von seinen Reiseeindrücken in die mittelasiatischen Republiken geprägt. Seine erste, nicht eingeplante Reise nach Duschanbe im Jahre 1979 fand für den Künstler ganz zufällig statt. Er mußte für einen Kollegen einspringen, der wegen plötzlich aufgetretenen familiären Gründen zu Hause bleiben mußte. Wie Aloys es ausdrückte, wurde er buchstäblich gezwungen, während der Periode des Kalten Krieges in den Osten zu reisen. Aber diese Reise übertraf dann all seine Erwartungen. Es eröffnete sich ihm eine vollkommen neue farbenprächtige und in einem anderen Rhythmus pulsierende Welt, welche die Seele des Künstlers rührend erfaßte.

Aloys kam nach Duschanbe, eine von malerischem Hochgebirge umgebene Stadt.

Die Berggipfel, ständig mit weißen Schneehauben geschmückt, locken unablässig die Blicke der pulsierenden Stadt auf sich. So erlebte der Künstler die Stadt in einer ganz anderen Realität, als er sich das vorstellte. Duschanbe war zu dieser Zeit sehr bekannt wegen seiner farbenprächtigen Basar-Märkte, wo man nicht nur die reichen Gaben der heimischen Erde sehen und erwerben kann, sondern das Wichtigste: man trifft dort Menschen aus den entlegensten Ortschaften (Keschlaks) des Landes. Aloys hatte das Glück, er konnte sehen, wie hochbetagte graubärtige Greise in schneeweißer Kleidung in typisch asiatischer Weise auf dem Boden sitzen und aus den Trinkschalen genüßlich ihren Tee schlürfen. Ein märchenhafter Anblick, gleichsam des Urvaters Abraham, wie er in den alten Schriften geschildert wird. Ebenso beeindruckten ihn die quirligen Marktfrauen, die in glänzende Atlasgewänder gekleidet, mit einem bunt gestickten Käppchen (Tjubetjeka) auf dem Haupt, eifrig ihre eigenen Erzeugnisse feil boten: Gartenkräuter, Joghurt, Fladenbrot und andere Kostbarkeiten.

Die noch zum Teil bestehenden Elemente der patriarchalen Lebensweise in Tadschikistan bewegten den Künstler, biblische Themen in Miniaturformat zu malen, wie »die Thora der Berge«, »Abraham und Sara« und »Jakob der Hirte«, wie er Labans Herde auf der Weide hütet, und andere.

Im Jahre 1983 kommt Ohlmann abermals nach Mittelasien mit einer folgenden Ausstellung. Dieses Mal aber nur nach Alma-Ata,

der ehemaligen Hauptstadt der kasachischen Unions-Republik. Neue Begegnungen und Freundschaften, sowie neue Eindrücke eröffnen sich dem Künstler. Er bekommt die Möglichkeit, den Unterschied der Lebensweise und der Kultur zwischen den Bergbewohnern und den Nomadenstämmen in der Steppe kennen zu lernen. Beim Besuch der Nomaden in der Steppe ist er tief begeistert von deren mit Filzmatten gedeckten und bunt verzierten Jurten (Wohnzelte), die innen kunstvoll mit selbst geknüpften Teppichen ausgelegt sind. Ferner war Ohlmann sehr beeindruckt von dem kasachischen Nationalspiel Buskaschi, einem Ziegenbockkampf, welches mit großer Leidenschaft und Dynamik aufgeführt wurde. All diese Eindrücke und Erlebnisse des Künstlers während seines Besuches in Tadschikistan und Kasachstan waren dann das Grundthema für eine seiner Serien: »Erinnerung an meine zentralasiatischen Begegnungen«.

Diese Serie besteht aus 22 Bildern in Mischtechnik gemalt – Grundfarbe Aquarell mit zusätzlicher Benutzung von Tusche und Bleistift. Diese Serie fertigte er als Serigrafie in limitierter Auflage (nur 10 Exemplare), die er durch Fotografien ergänzte, die er während der Reise aufgenommen hat. Bei Betrachtung der einzelnen Bilder, die verschiedene Aspekte des mittelasiatischen Lebens schildern, verfällt man leicht in Verwunderung über die Ästhetik eines jeden Bildes, was die Ausdrucksweise, aber auch die dargestellten Personen betrifft. Ihm ist es gelungen, die Atmosphäre, die beim Ziegenbockkampf entsteht, mit der Technik der bildenden Kunstmalerei genau auszudrücken.

Ein anderes Bild zeigt, wie die mutigen Jungen in buntgestreiften Mänteln (Tschupani) auf feurigen Pferden bei den Nationalspielen ihre akrobatischen Reiterkünste mit rhythmischen Bewegungen vorführen. Die Farbmischungen sind schon durch die in der Region vorhandenen Leinengewebe vorgegeben, weil sie bereits mit nationalen Stickerien vorgefertigt sind: Das Grün der Steppe, die braun schimmernden Berge und die türkisblauen Farben des wolkenlosen Himmels am Horizont.

Die mittelasiatischen Reisen erweckten bei Aloys Ohlmann das Interesse an der Geschichte der antiken Kontinente Europa und Asien: »Die große Seidenstraße«. Dieses Interesse fand eine klare Verwirklichung in einer Serie von Ölbildern mit dem Titel »Eurasien«, wobei er eine hellere und ausdrucksvollere Farbmischung verwendete. Das verschaffte ihm die Möglichkeit, die Ausdrucksform in der Kunst zu steigern. In Nordamerika ist Ohlmann als Künstler bekannt, der im Bereich der Mail-Art aktiv ist. Den Menschen bleibt noch die Möglichkeit, andere Aspekte seines künstlerischen Wirkens zu entdecken.

Übersetzung des Textes aus dem Russischen:
Fritz Meyer, Remmesweiler

Fragen Sie Oberhauser!

Erinnerungen an eine saarländische Ikone

Von Georg Bense

Ich weiß eigentlich nicht, wer mehr die saarländische Freude verkörpert, Ludwig Harig, der Schriftsteller, der sie so oft zitiert hat, oder Fred Oberhauser, der Redakteur, der sie so oft dokumentiert hat. Die beiden waren befreundet, schätzten einander und wußten, was sie voneinander zu halten hatten. Was im Saarland vieles und nichts bedeuten kann. Das Saarland und seine Nachbarn waren Oberhausers Domäne, dazu hatte er immer eine, seine Meinung, und es war ausgesprochen schwierig, ihn von einer anderen zu überzeugen. Doch sein Reichtum an Kenntnissen war berühmt und nur wenige konnten ihm das Wasser reichen, geschweige ihn bei wortreichen Diskussionen verblüfft zum Schweigen bringen. »Einen unermüdlichen literarischen Detailomanen« hat Christoph Schreiner ihn in seinem Nachruf in der Saarbrücker Zeitung beschrieben. »Hinter diesem Busch / hat Goethe in Lothringen / seine Notdurft verrichtet. / Fragen Sie Oberhauser !« wußte schon der epigrammstarke Autor Arnfrid Astel zu dichten.

Über zehn Jahre war ich eine Art Nachbar vom Fred. Beide wohnten wir in St. Ingbert. Er zwar er auf der anderen Seite der Bahnlinie, welche die Stadt in zwei Hälften teilt, doch gesehen haben wir uns ab und an am Morgen, wenn wir unterwegs zum SR waren. Wenn ich hinter seinem grünen Ford durch Rentrisch, Scheidt und Schafbrücke fuhr und mich darüber aufregte, wie man nur so stur 50 fahren konnte. Stieg er am Parkplatz aus, fielen seine Taschen ins Auge. Große Taschen mit Henkeln, und so mancher Kollege hinter den Fenstern seines Büros fragte sich, was der Fred da wohl transportiere. Denn auch abends, auf dem Weg nach Hause, schienen die Taschen schwer und voll. Eingeweihte und Freunde wußten natürlich, was er da so durch die Gegend trug: Bücher, nichts als Bücher. Alte und neue, gelesene und ungelesene, empfehlenswerte und schlechte. Fred Oberhauser und Bücher

waren zwei Komponenten, die untrennbar miteinander verbunden waren. »Na und ?« sagte man, »ein Literaturredakteur hat halt mit Büchern zu tun.« Doch im Fall Oberhauser war es mehr. Hier war ein Liebhaber der Literatur am Werk. Begeisterung und Engagement tobte in all seinen Räumen. Im Büro auf dem Halberg wie auch zu Hause, wo im Keller die fahrbaren Stahlschränke zahllose Bände und Exemplare beheimatet haben, geordnet und katalogisiert. Eine literarische Fundgrube ersten Ranges. Damals, Jahre vor der Jahrhundertwende und lange bevor er seinen »Literarischen Führer Deutschlands« ins Auge faßte, war Fred eine kulturelle Instanz der Rundfunklandschaft. Im Hörfunk und im Fernsehen. Es gab nur noch wenige die so »doppelgleisig« arbeiteten. Insofern war er damals schon ein Relikt aus den Nachkriegsanfängen des saarländischen Rundfunks. Im Fernsehbereich war er für das Programm des Kulturspiegels verantwortlich, den er auch moderierte. Einmal im Monat 45 Minuten regionale Kulturberichterstattung: SR intern »Oberhauser Festspiele« genannt. Ich habe regelmäßig daran mitgearbeitet. So einiges an Beiträgen kam zusammen: Berichte über Kirchen und Ausstellungen, Theaterpremierer, literarische Landschaften, Städtebilder, Portraits von Malern und Schriftstellern. Immer war Fred mein erster Zuschauer. Er »nahm die Filme ab«, wie man beim Fernsehen sagt. Und auch da ist einiges zusammengekommen, an Meinungsverschiedenheiten, Zustimmung und Kritik, aber auch Begeisterung. Alles eng verbunden mit Freds Temperament. Am Tag vor der Sendung beherrschte dieses Temperament die Schneiderräume des Fernsehens. Der eine oder andere seiner Mitarbeiter fluchte, wenn er verlangte, einen Film um einige Minuten zu kürzen. Nur sporadisch hielt er Redaktionssitzungen in seinem Büro ab, wo den Büchern mehr Platz eingeräumt wurde als den Mitarbeitern. Oft wurden

Themen beim Mittagessen in der Kantine besprochen. Dann wurde ein Film über die Skulpturenstraße des Leo Kornbrust geplant. »Schorch, – höchstens acht Minuten, – lieber wären mir sieben« – »Fred, das ist doch ein tolles Thema, das trägt locker neun Minuten!« – »Also gut, acht, keine Sekunde mehr!« Dialoge oft geführt. Das Feilschen um Minuten und Sekunden gehörte zum Ritual bei der Themenvergabe. Den Kulturspiegel moderierte er meist vom Studio aus. Am liebsten stand er hinter einem Stehpult, vor sich natürlich einen Stapel Bücher. Ich weiß nicht genau, wieviele Jahre er so »Gestalten und Veranstaltungen im Dreiländereck« kommentiert hat. Sicherlich waren es Jahrzehnte, in denen der Zuschauer das Vergnügen hatte mit Fred dem Saarländer, Fred dem Elsaß-Lothringer und Fred dem Luxemburger. Zusammen eben eine Größe aus dem Dreiländereck, das wir heute Großregion nennen. Nicht immer hielt es ihn im Studio. Dann machte er sich auf, begleitet von einem Team und brachte den Kulturspiegel vor Ort an den Zuschauer. Dann setzte er sich in der Modernen Galerie in die »Pelzhäuser« der Künstlerin Ursula Schultze-Blum.

Wenn Leo Kornbrust einen riesigen Quader mit dem Meißel bearbeitete, zögerte Fred nicht, sich oben drauf zu setzen. Als er einen Film über Gustav Regler zu kommentieren hatte, kannte seine Verehrung für den Schriftsteller keine Grenzen: Er kniete vor dem Grabstein auf dem Merziger Friedhof, während er den Film ankündigte. Fred Oberhauser war ein Redakteur der besonderen Art, einer der in Hörfunk und Fernsehen

viele Spuren hinterlassen hat. Ich habe ihm die Liebe zu Lothringen zu verdanken. Jener Nachbarregion, über die er so manchen Text geschrieben hat. Dort, wo er sich so gerne »in die Büsche« schlug. Hinter Fénétrange zum Beispiel, wo er »die vogelruhigen Schilfbuchten und Weiher« aufgesucht hat, die »Waldschneisen abgegangen« ist und »die Schleusenwärter an den Kanälen beobachtet hat.« Kurzum, wenn er den »Seitenwegen der Seitenwege« gefolgt ist. Den Mond über Lothringen in einer blauen Sommernacht, es war Vollmond, nannte er in einem Film über Nancy »Mirabellenmond.« Er lies ihn auch über der Stadt schweben, als er mit einem Bus voller Senioren unterwegs war, um ihnen sein »wunderliches Gemisch von immer neuer Neugier und dem alten Gefühl von Glück« näher zu bringen, indem er »bereits an der Bannmeile von Nancy in die Geschichte ausscherte.« Bannmeilen zu überwinden war eine seiner leichtesten Übungen in einem Leben, das über 90 Jahre währte.





Die Erinnerung an die Saarabstimmung 1935 und ihre Auswirkungen auf die Gewerkschaftspolitik im »autonomen« Saarland (1945-55)

Von Harald Glaser

Erinnerungsgeschichte bildet seit den 1980er Jahren eine Forschungsrichtung und Fragestellung der Geschichtswissenschaft. Zu der bekanntesten Ergebnissen zählt das Konzept der »Erinnerungsorte« des französischen Historikers Pierre Nora, das in der Bundesrepublik seine Umsetzung u. a. in den »Stolpersteinen« gefunden hat, die an von den Nationalsozialisten verfolgte jüdische Mitbürger erinnern. Nora griff auf die soziologischen Arbeiten von Maurice Halbwachs zum kollektiven Gedächtnis zurück. Demnach wird die Erinnerung durch den sozialen Rahmen bestimmt, in dem sich die soziale Identität des Individuums herausbildet, d. h. durch Familie, Glaubensgemeinschaft, soziale Klasse usw.. In welcher Weise das Gedächtnis mit zurückliegenden Ereignissen verfährt, entscheidet sich vor dem Hintergrund gegenwärtiger Interessen und Befindlichkeiten immer wieder aufs Neue. »Erinnerung« kann dabei auch heißen, daß Vergangenes vergessen wird, der Verdrängung anheim fällt und seine Wirkung unerschwellig entfaltet.

Während sich die Erinnerungsforschung in Deutschland bisher überwiegend dem Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg gewidmet hat, steht eine Betrachtung der Gewerkschaftsgeschichte unter erinnerungshistorischer Fragestellung noch weitgehend aus. Da vor allem einschneidende, traumatische Erfahrungen im kollektiven Bewußtsein weiterwirken, besteht Grund zu der Annahme, daß die Zerschlagung der Gewerkschaften durch die Nationalsozialisten am 2. Mai 1933 auch im Hinblick auf die Erinnerung ein besonders folgenreiches Ereignis der Gewerkschaftsgeschichte darstellt. Es ist daher zu fragen, in welcher Weise die Erinnerung an den 2. Mai 1933 den Wiederauf-

bau und die Entwicklung der Gewerkschaften nach dem Zweiten Weltkrieg beeinflusste und inwiefern die Akteure ausdrücklich oder mittelbar auf dieses Ereignis Bezug nahmen. Welche Aspekte der Zerschlagung wurden in das »offizielle« Gedenken aufgenommen, welche wurden vernachlässigt? Wie hat sich die Erinnerung unter der Einwirkung späterer Erfahrungen verändert?¹

Was das Saarland betrifft, sind zwei Besonderheiten zu beachten:

- Als Folge des Ersten Weltkrieges wurde das Saargebiet 1920 für fünfzehn Jahre vom Deutschen Reich abgetrennt und einer vom Völkerbund ernannten Regierungskommission unterstellt. Gesellschaft und Politik an der Saar standen in dieser Zeit zwar in enger Beziehung zum Reichsgebiet, erfuhren aber eine eigene Ausprägung. Durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 war die zuvor unstrittige Frage der Rückgliederung an Deutschland neu zu entscheiden.

- Nach dem Zweiten Weltkrieg bildete das Saarland einen teilautonomen Staat mit enger Bindung an Frankreich, so daß die saarländische Entwicklung erneut vom übrigen Deutschland abwich.

Vor diesem Hintergrund läßt sich die Fragestellung näher bestimmen: Zu klären ist, wie sich die Erinnerung an die Saarabstimmung im Zeichen der NS-Herrschaft auf die Gewerkschaftspolitik unter den Bedingungen des von Frankreich abhängigen Saarstaates nach dem Zweiten Weltkrieg auswirkte.

Der folgende Beitrag beginnt mit einem Überblick über die politische und arbeitsrechtliche Entwicklung während der Völkerbundverwaltung. Anschließend wird verfolgt, welche Schlußfolgerungen für die bevorstehende Abstimmung christliche und

freie Gewerkschaften aus der NS-Herrschaft in Deutschland zogen. Nach Kriegsende wurde die Erinnerung an die Saarabstimmung schon bald von den Auswirkungen der französischen Saarpolitik überlagert. Gleichzeitig blieb die Saarabstimmung 1935 als Bezugspunkt im politischen Schlagabtausch zwischen Gegnern und Befürwortern der saarländischen Teilautonomie lebendig.

Da die Umstände nach 1945 Ähnlichkeiten, aber auch wesentliche Unterschiede zur »ersten Saargebietszeit« aufwiesen, wiederholten sich politische Begründungsmuster und erfuhren gleichzeitig einen Bedeutungswandel.

Arbeits- und Sozialpolitik im Zeichen der nationalen Frage: das Saargebiet unter der Verwaltung des Völkerbundes

Die Gewerkschaften konnten im Saarrevier erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges Fuß fassen. Nach Kriegsende gewannen die freien Gewerkschaften kurzzeitig ein Übergewicht über die christlichen Verbände. Doch während ausbleibende Erfolge in einer schwierigen Wirtschaftslage und der Arbeitsplatzabbau im Bergbau schon bald die freien Gewerkschaften schwächten, bauten die christlichen Organisationen ihre Stellung aus. Ihren Vorsprung verdankten sie nicht einer erfolgreicherer Interessenvertretung, sondern im Wesentlichen dem Zusammenhalt des katholischen Milieus. Der politische Katholizismus gewann eine beherrschende Stellung in Gesellschaft und Politik des Saargebietes. Auch in der Weltwirtschaftskrise konnten sich die christlichen Gewerkschaften behaupten, wohingegen die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften weiter sank.

Einig waren sich die Gewerkschaften beider Richtungen in der Mißbilligung der Abtrennung des Saargebietes vom Deutschen Reich. Die vom Völkerbund eingesetzte Regierungskommission, die ihre Entscheidungen ohne Mitsprache der Bevölkerung traf und anfangs unter starkem französischem Einfluß stand, blieb, auch als sie sich ab Mitte der zwanziger Jahre um einen Ausgleich bemühte, mit dem Makel der Fremdherrschaft behaftet. Durch die verzögerte und unvollständige Übernahme

der arbeits- und sozialrechtlichen Bestimmungen der Weimarer Republik und die Bindung aller Entscheidungen, die den Bergbau betrafen, an die Zustimmung der französischen Bergwerksverwaltung erschienen arbeits- und sozialpolitische Fragen vor dem Hintergrund der nationalen Zugehörigkeit des Saargebietes.

Bei ihren Forderungen nach nationaler Selbstbestimmung und demokratischen Rechten beriefen sich Parteien und Gewerkschaften auf die Grundsätze des Versailler Vertrages; in der Sozial- und Arbeitspolitik galt die Weimarer Republik als Vorbild. Anfängliche Erfolge bestärkten die Zustimmung zu Demokratie und Völkerbund, die im Saargebiet in dieser Zeit stärker gewesen sein dürfte als im Deutschen Reich. Das änderte sich, als das Scheitern der deutsch-französischen Saarverhandlungen 1929/30 die Hoffnungen auf eine vorzeitige Rückgliederung zerstörten und sich gleichzeitig die Grenzen des Völkerbundes zeigten, der an die Vorgaben des Versailler Vertrags gebunden war. Mit der Weltwirtschaftskrise verstärkte sich die Ratlosigkeit und zerbrach die Vorstellung einer Einheit von sozialem Fortschritt und Demokratie.²

Selbstgleichschaltung oder Status Quo? Die Gewerkschaften zur Rückgliederung nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Deutschen Reich ordneten sich Zentrumspartei und christliche Gewerkschaften an der Saar deren Saargebietsstrategie unter. Gegen die Zusicherung von Handlungsfreiheit für Kirche und katholische Presse löste sich die Zentrumspartei im Oktober 1933 auf und bildete mit den bürgerlichen Parteien die »Deutsche Front«. Als treibende Kraft wirkte der Funktionär des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter (GCB) und Zentrumspolitiker Peter Kiefer. Nur eine Minderheit widersetzte sich der Selbstgleichschaltung. Ihr führender Vertreter war der im Februar 1934 auf Betreiben der NSDAP entlassene Chefredakteur des Parteiorgans »Saarbrücker Landeszeitung«, Johannes Hoffmann. Auch Teile des Klerus

und Gewerkschafter vorwiegend aus dem Christlichen Metallarbeiterverband gehörten der christlichen Oppositionsbewegung an. Die überwiegende Mehrheit des politischen Katholizismus im Saargebiet hielt aber trotz weltanschaulicher Unvereinbarkeiten und auch nachdem die Anpassungspolitik der Gewerkschaften im Reichsgebiet gescheitert war, am Ziel der Rückgliederung fest.

Neben der Haltung der Amtskirche und Hoffnungen auf ein Entgegenkommen der NS-Regierung verhinderten auch politische Überzeugungen einen Richtungswechsel. Zum einen verstanden sich christliche Politiker und Gewerkschafter als die eigentlichen Sachwalter des nationalen Anliegens, zum anderen fand die von den Nationalsozialisten propagierte Volksgemeinschaft mit ihrem Anspruch, soziale Widersprüche und »Parteihader« zu überwinden, im katholischen Lager ebenfalls Zustimmung. Demgegenüber wurde demokratischen Vorstellungen kein Eigenwert zuerkannt. Die Spaltung in politische Milieus bewirkte, daß Rechtsverletzungen und Verfolgung nur dann Widerspruch hervorriefen, wenn sie das eigene Lager trafen; ein Umstand, der gemeinsames Handeln nicht nur von katholischer Seite verhinderte.

Die Sozialdemokraten des Saargebietes entschieden sich im Sommer 1933 gegen die Rückkehr in ein von den Nationalsozialisten beherrschtes Deutschland. Nachdem sie vergeblich versucht hatten, beim Völkerbund eine Verschiebung der Saarabstimmung zu erreichen, riefen sie am 6. Juni 1934 dazu auf, für die Beibehaltung des Status Quo zu stimmen. Auch die freien Gewerkschaften deuteten eine vorübergehende Abkehr von der Rückgliederung an, enthielten sich aber lange einer eindeutigen Stellungnahme. Als SPD und KPD am 2. Juli 1934 eine »Einheitsfront« für den Status Quo bildeten, schlossen sich einzelne Gewerkschaftsverbände an. BAV (Verband deutscher Bergarbeiter) und ADGB (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund) verabschiedeten aber erst Mitte Dezember, knapp zwei Monate vor der Abstimmung, einen entsprechenden Wahlauf Ruf. Zuvor hatte auch der Internationale Gewerkschaftsbund eine Verlängerung des Völkerbundmandats befürwortet. Insbesondere älteren Gewerkschaftern, von denen viele eine betont nationale Gesin-

nung teilten, fiel es schwer, sich gegen die Rückgliederung auszusprechen. So befürchtete der BAV-Bezirksleiter Julius Schwarz, daß eine Entscheidung für den Status Quo letztlich zu einer Annexion des Saargebietes durch Frankreich führen könne. Aus einem »unpolitischen« Verständnis von Gewerkschaftsarbeit heraus weigerte er sich, Verbandsbeiträge für den Abstimmungskampf zur Verfügung zu stellen. Der geringe Rückhalt, den die Status-Quo-Lösung unter den eigenen Mitgliedern fand, und die zahlreichen Austritte und Wechsel zu DAF und Deutscher Gewerkschaftsfront dürften die Funktionsträger in ihrer zögernden Haltung bestärkt haben. Bedenken bestanden auch gegen ein Bündnis mit den Kommunisten, die bis kurz vor ihrer Wende zum Status Quo im Juni 1934 die sozialdemokratischen Funktionäre als Hauptgegner bekämpft hatten.³ Drohungen und Gewaltakte lösten unmittelbar nach der Abstimmung eine Fluchtbewegung aus. Etwa 5.500 bis 6.000 NS-Gegner brachten sich überwiegend in Frankreich, teils auch in Luxemburg, in Sicherheit. Bis Mai 1936 kehrte etwa jeder fünfte ins Saarland zurück.

Diejenigen, die nicht flohen, passten sich an, warteten ab oder versuchten zu »überwintern«. Ehemalige Funktionäre konnten nach dem Verlust ihrer Stellung oft nur unter Schwierigkeiten ihren Lebensunterhalt sichern und standen unter Generalverdacht. So wurden nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 alle ehemaligen Funktionsträger von SPD, KPD, Zentrum und freien Gewerkschaften vorübergehend in Haft genommen. Stellvertretend sei der ehemalige BAV-Bezirksleiter Julius Schwarz genannt, der bis Kriegsende keine Arbeit mehr fand und von spärlichen Pensions- und Rentenbezügen leben mußte. 1939 und nach dem 20. Juli 1944 wurde er zeitweise verhaftet.

Versuche von Kommunisten, ihre Parteiarbeit illegal weiter zu führen, wurden bald unterdrückt. Bis 1937 verhaftete die Gestapo knapp die Hälfte der noch tätigen Parteimitglieder. Die Bewahrung eines zumindest bruchstückhaften Zusammenhalts begünstigte möglicherweise die schnelle Wiederaufnahme kommunistischer Betriebsarbeit nach 1945.

Widerstand war anfangs am ehesten aus dem Exil möglich, wo sozialdemokratische und

kommunistische Gewerkschafter die vor der Rückgliederung begonnene Zusammenarbeit fortsetzten. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges konnten sie von Frankreich aus Verbindungen ins Reichsgebiet aufrechterhalten. Die Auslandsorganisationen von SPD und KPD im lothringischen Forbach unterstützten die Proteste der im französischen Bergbau beschäftigten Grenzgänger aus dem Saargebiet gegen die Verschlechterung ihrer Einkommenssituation durch die Devisenbestimmungen der NS-Regierung. Zugleich scheiterten Bestrebungen zur Bildung einer Volksfront zwischen KPD und saarländischen Sozialdemokraten ebenso wie Bemühungen von sozialdemokratischer Seite, emigrierte christliche Gewerkschafter für eine Zusammenarbeit zu gewinnen.

Einheitsgewerkschaft als Schlußfolgerung aus der Vergangenheit: Die Neugründung der Gewerkschaften 1945

Abgesehen von einzelnen betrieblichen Ansätzen leitete die Einheitsgewerkschaft (EG) als Dachorganisation den Wiederaufbau der Gewerkschaften im Saarland in die Wege, was dem Ziel der Alliierten widersprach, die Gewerkschaften von den Betrieben her aufzubauen. Möglicherweise bewirkten die engen Beziehungen der EG-Führung und sozialdemokratischer Emigranten zur Militärregierung, daß im Saarland abweichend verfahren wurde. Nach Einschätzung der französischen Besatzungsmacht ließ sich auf diesem Wege wohl auch am ehesten die politische Ausrichtung der Arbeitnehmerorganisationen beeinflussen.⁴

Eine weit verbreitete Teilnahmslosigkeit, die Belastung der christlichen Verbände – v. a. im Bergbau – durch ihre Gefügigkeit gegenüber den Nationalsozialisten und die Inanspruchnahme des sozialdemokratischen Personals durch Aufgaben in Gemeinden, Verwaltung und Sozialversicherung begünstigten die Kommunisten, die ihre Stellung mit einer gezielten Betriebspolitik ausbauten. Die meisten kommunistischen Gewerkschafter waren schon vor der Rückgliederung gewerkschaftlich tätig und hatten während des Nationalsozialismus im Saarland ausgeharrt. Das Fehlen eines sozialdemo-

kratischen Gegengewichts unterscheidet die frühe Nachkriegsentwicklung an der Saar vom Ruhrgebiet. Die starke Vertretung von Kommunisten auf betrieblicher Ebene läßt andererseits keine Rückschlüsse zu auf ihren tatsächlichen Rückhalt in einer Situation, in der die Bewältigung alltäglicher Notwendigkeiten im Vordergrund stand und die politischen Gegenkräfte sich noch nicht wieder formiert hatten.

Anders als in der Bundesrepublik spielten Remigranten eine entscheidende Rolle beim politischen Neubeginn im Saarland. Ein Beispiel bildet neben den Vorsitzenden der beiden größten politischen Parteien, Johannes Hoffmann (Christliche Volkspartei, CVP) und Richard Kirn (Sozialdemokratische Partei Saar, SPS), auch der Vorsitzende der Einheitsgewerkschaft, Heinrich Wacker. Wacker war als Geschäftsführer des Deutschen Werkmeisterverbandes und SPD-Mitglied 1933 ins Saarland geflüchtet, wo er der Führung des Sozialistischen Schutzbundes angehörte. Nach der Abstimmung ging er nach Frankreich.

Wie im übrigen Besatzungsgebiet bestand unter den saarländischen Gewerkschaftern Übereinstimmung, daß ein neuer Anfang nur mit einer partei- und berufsübergreifenden Einheitsgewerkschaft gelingen könne. Die parteipolitische Spaltung und die Zersplitterung in Fachverbände wurden für die geringe Widerstandskraft der Gewerkschaften gegenüber dem Nationalsozialismus verantwortlich gemacht. Auch die anstehende Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft, bei der die organisierte Arbeitnehmerschaft eine maßgebliche Rolle beanspruchte, war nach verbreiteter Ansicht nur mit einer einheitlichen Organisation zu leisten. Die Zusammenarbeit wurde dadurch erleichtert, daß hinsichtlich der grundsätzlichen Ziele, wie der Sozialisierung der Wirtschaft, in der unmittelbaren Nachkriegszeit weitgehend Einigkeit herrschte. Des Weiteren erforderten die vordringlich zu lösenden Aufgaben eine Zusammenfassung aller Kräfte.⁵

Neue Streitpunkte: Wirtschaftsunion mit Frankreich und christliche Gewerkschaften

Die französische Regierung strebte die Verfügung über die Saarkohle an und arbeitete auf eine Wirtschafts- und Währungsunion bei enger politischer Anbindung hin. Mit Landtagswahlen, der Verabschiedung einer Verfassung und der Bildung der ersten Landesregierung unter Vorsitz von Johannes Hoffmann (CVP) waren Ende 1947 die Grundlagen des teilautonomen Saarstaates gelegt. Der französische Hochkommissar für das Saarland, Gilbert Grandval, erhielt umfangreiche Kontrollbefugnisse. Der wirtschaftliche Anschluß an Frankreich wurde in der Präambel der saarländischen Verfassung festgeschrieben und nahm in beiderseitigen Abkommen ab 1950 Gestalt an. Gleichzeitig erklärte die Präambel die »politische Unabhängigkeit des Saarlandes vom Deutschen Reich«.⁶

Als Folge des politischen und wirtschaftlichen Sonderweges bildeten sich 1946/47 zwei Streitpunkte heraus, die zur Auflösung der Gewerkschaftseinheit beitrugen und die Nachkriegsgeschichte der Gewerkschaften im Saarland bestimmten. Sowohl die Eigentumsfrage im Bergbau und die wirtschaftliche Angliederung an Frankreich als auch die Neugründung christlicher Gewerkschaften führten zu neuen Gegensätzen, die quer zu den Fronten der Jahre 1933-35 verliefen und sich zudem gegenseitig überkreuzten.

Entmachtung Oskar Müllers und Zurückdrängung des kommunistischen Einflusses in der Gewerkschaftsführung

Ihre Ablehnung des wirtschaftlichen Anschlusses an Frankreich brachte die KP bald in Gegensatz zur Militärregierung, wobei der kommunistische Vorsitzende des Industrieverbandes (IV) Bergbau, Oskar Müller, besonders hervortrat. Nachdem Militärgouverneur Grandval und die Bergwerksverwaltung ihn als Verhandlungspartner abgelehnt hatten, enthob die Mehrheit der IV Bergbau-Vertreter im Hauptausschuß der Einheitsgewerkschaft Müller des Amtes. Den Anlaß für die Entmachtung, der die Ausweisung durch Grandval folgte, boten zwei

Briefe an die IG Bergbau im Ruhrgebiet und die Internationale der Bergbaugewerkschaften, in denen Müller die Zustände an der Saar bemängelt hatte.

Mit der Wahl von Aloys Schmitt zum Vorsitzenden und nach Neubesetzung des Vorstandes besaßen ab März 1947 christliche Gewerkschafter die Mehrheit im IV Bergbau. Schmitt, der keiner Partei angehörte, stand der Vitus-Heller-Bewegung nahe, die in der Weimarer Republik einen »christlichen Sozialismus« vertreten hatte. Anhänger dieser Richtung fanden sich auch unter den katholischen Rückgliederungsgegnern. Über eine Organisationsreform und mit Hilfe der Personalpolitik schwächte Schmitt die Kommunisten und verbesserte die Wirksamkeit der Gewerkschaftsarbeit. Er brachte Freunde aus der Vitus-Heller-Bewegung auf entscheidende Stellen und stellte auch Fachleute mit NS-Vergangenheit ein.

»Saboteure unserer Gewerkschaftseinheit«: die Neugründung der christlichen Gewerkschaften

Schon Anfang 1946 wurde innerhalb der CVP eine Neugründung der christlichen Gewerkschaften erwogen. Die Militärregierung zog aber eine Einheitsgewerkschaft vor, und auch der CVP-Vorsitzende Hoffmann hegte offenbar Zweifel an der Zweckdienlichkeit des Vorhabens. Die Einheitsgewerkschaft versprach bessere Aussichten, die Kommunisten »einzudämmen«, als wenn sich die antikommunistischen Gewerkschafter auf zwei gegnerische Organisationen aufgeteilt hätten. Außerdem unterstützte der Vorsitzende der Einheitsgewerkschaft Heinrich Wacker die Politik des wirtschaftlichen Anschlusses an Frankreich, während dies bei führenden christlichen Gewerkschaftern nicht der Fall war. Das Ziel, eigene Verbände zu bilden, wurde gleichwohl nicht aufgegeben.

Erreichbar wurde es durch den politischen Umschwung in Frankreich, wo im Mai 1947 die Koalitionsregierung aus Christdemokraten, Sozialisten und Kommunisten zerbrach und Außenminister Bidault bestrebt war, den christlichen Parteien in der Arbeitnehmerschaft stärkeren Rückhalt zu verschaffen. Mit der Zulassung der christ-

lichen Gewerkschaften setzte sich das französische Außenministerium über den Willen des Hohen Kommissars hinweg. Am 24. August 1947 fand die Gründungsversammlung der Gewerkschaft Christlicher Saarbergleute (GCS) statt, worauf die Bildung weiterer Einzelgewerkschaften und des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften des Saarlandes (CGS) folgte. Als Rechtfertigung diente der kommunistische Einfluß in der Einheitsgewerkschaft, der nach dem Sturz Oskar Müllers jedoch im Schwinden begriffen war. Auf der betrieblichen Ebene dürfte die Abspaltung die Kommunisten eher gestärkt haben.

Aloys Schmitt, Vorstandsmitglied von Einheitsgewerkschaft und IV Bergbau und selbst christlicher Gewerkschafter, warf im Organ der Einheitsgewerkschaft »Die Arbeit« den »Spalt« vor, die Erfahrungen von 1933 zu mißachten:

Wir wissen heute, daß der Faschismus mit der Waffe des Generalstreiks hätte getroffen werden können. Aber diese Waffe war stumpf geworden. Die Arbeitnehmerschaft in den Gewerkschaften war zerrissen, gespalten und zersplittert. (...) Die Lehren der Vergangenheit und das Verantwortungsbewußtsein der Funktionäre gaben auch im Saarland den Anstoß zur Bildung von Einheits-Gewerkschaften. (...)

Und dennoch gibt es auch heute unter den Schaffenden des Saarlandes Saboteure unserer Gewerkschaftseinheit. So glaubt eine kleine, zum Teil politisch belastete Gruppe [!] die demokratische Freiheit benutzen zu können und eine »christliche« Gewerkschaftssekte bilden zu müssen.⁷

Auch Heinrich Wacker sah eine Mitverantwortung der Gewerkschaften für die Folgen der Naziherrschaft:

Heute müssen wir uns fragen: haben nun diese Menschen, die heute wieder die Einheit in der Gewerkschaftsbewegung zerschlagen wollen, alles das und die zwölf Jahre des fluchwürdigen Hitzlersystems vergessen?

Sind sie sich nicht bewußt, daß wir durch unsere Taten- und Machtlosigkeit mit daran schuld sind an diesem namenlosen Elend unserer Heimat und der ganzen Welt.⁸

Ihre frühere Bedeutung konnten die christlichen Gewerkschaften nicht zurückgewinnen. Als größter Einzelverband zählte die GCS im Jahr 1950 ca. 18.000 Mitglieder, während 38.000 Bergleute dem IV Bergbau angehörten. Bei den Betriebsratswahlen 1947/48 erzielte letzterer 67 %, die GCS 33 % der Stimmen. Die Schwerpunkte der christ-

lichen Gewerkschaften lagen in überwiegend katholischen Gebieten mit dörflicher Siedlungsstruktur, wo auch die CVP ihre Hochburgen besaß, was den Fortbestand des katholischen Milieus belegt.⁹

Die Wirtschaftsunion als Einschränkung oder »Wiedergutmachung des Irrtums von 1935«

Mit der Konvention über die Durchführung der französisch-saarländischen Wirtschaftsunion vom 3. März 1950 übernahm das Saarland die Währungs- und Zollbestimmungen des Nachbarlandes sowie Teile des französischen Steuer- und Gewerberechts und der Sozialgesetzgebung. Über die Wirtschaftsunion verband sich die Arbeits- und Sozialpolitik, ähnlich wie während der Völkerbundverwaltung, mit der nationalen Frage. Nachdem sich das Saarland verpflichtet hatte, ein Mißverhältnis zu den französischen Löhnen und Sozialleistungen zu vermeiden, legte das Gesetz über Tarifverträge und Schlichtungswesen vom 22. Juni 1950 fest, daß der Minister für Arbeit und Wohlfahrt gegen abweichende Tarifvereinbarungen Einspruch einlegen mußte. Die Möglichkeit der Zwangsschlichtung schränkte die Tariffreiheit zusätzlich ein.¹⁰

Während eine enge Zusammenarbeit mit Frankreich kaum auf Gegnerschaft stieß, zumal sie unter den gegebenen Umständen als unausweichlich erschien, bestanden auch in den Regierungsparteien Bedenken gegen den wirtschaftlichen Anschluß und vor allem gegen die endgültige politische Trennung von Deutschland. Offene Ablehnung äußerte zunächst aber nur die Kommunistische Partei.

Die Verfechter der Wirtschaftsunion beriefen sich auf Warnungen von Militärgouverneur Grandval vor Demontagen der saarländischen Industrie und auf die sich ergänzenden wirtschaftlichen Potenziale des Saarlandes und Lothringens. Auch seien die Mittel zum Wiederaufbau der saarländischen Wirtschaft nur mit französischer Hilfe aufzubringen.

Führende Politiker der Regierungsparteien sprachen sich aber nicht allein aus Zweckmäßigkeitserwägungen für eine Anlehnung an Frankreich aus. Sie waren überzeugt, daß

nur die Trennung von Deutschland und eine Regelung der Saarfrage im europäischen Rahmen die Gewähr für eine Überwindung des Nationalismus bieten könne. Ein »europäisches« Saarland sollte eine Brücke zwischen Deutschland und Frankreich bilden. In einem gemeinsamen Telegramm an die Pariser Außenministerkonferenz setzten sich Ende April 1946 die Vorsitzenden von CVP, SPS und Einheitsgewerkschaft, Hoffmann, Schulte und Wacker, dafür ein, »daß der im Jahre 1935 begangene ungeheuerliche Irrtum, aus dem der Nazismus weitgehend seine Kräfte schöpfte, wieder gutgemacht wird, daß die sich eng ergänzende französische und saarländische Wirtschaft aufs neue und nunmehr endgültig vereinigt werden.«¹¹

»Die Saargruben dem Saarvolk«: die Eigentumsfrage im Bergbau

Nach Aufhebung der Treuhandverwaltung übernahm 1948 die staatliche französische *Régie des Mines* den Bergbau im Saarland. Auch als sie 1950 von den Saarbergwerken als französisch-saarländischem Gemeinschaftsunternehmen abgelöst wurde, blieb die französische Vormachtstellung erhalten. IV Bergbau und Einheitsgewerkschaft verlangten die Überführung von Bergbau und Schwerindustrie in das Eigentum des Landes. Mit der Parole »Die Saargruben dem Saarvolk« brachte der IV Bergbau seine Forderung im Mai 1948 auf den Begriff.

Verschärft wurde der Streit um die Saarkohle durch die Verpachtung der Warndtkohlefelder. Schon während der Völkerbundverwaltung hatte der Abbau saarländischer Kohle im grenznahen Warndt-Gebiet durch französische Bergwerke von Lothringen aus die Gemüter erhitzt. Da die wertvollsten Kohlereserven im Warndt lagen, während der Ertrag der restlichen Vorkommen zurückerhielt, erhielt die Warndtfrage besondere Sprengkraft.

Aus Sicht eines großen Teils der Öffentlichkeit entzog die Beherrschung des Bergbaus durch Frankreich dem Saarland die Verfügung über seine wirtschaftliche Lebensgrundlage. Für Unmut sorgten überdies die Gedingekontrolle durch französische Ingenieure und die Weigerung der Bergwerksverwaltung, den Gewerkschaften

ein Mitspracherecht einzuräumen. Hinzu kamen die ungünstige Gehaltseinstufung der Angestellten und die Benachteiligung saarländischer Bewerber bei der Besetzung leitender Stellen.¹² Trotz wiederholter Lohnerhöhungen und vorteilhafter Sozialregelungen verdichteten sich die Widersprüche in der Saarfrage am Bergbau.

Die Bindung der Lohnentwicklung an den französischen Bergbau betraf die Gewerkschaften unmittelbar. Ihre Herabsetzung als Tarifpartei bestätigte sie in ihrer Oppositionsrolle und führte zur Politisierung und nationalen Einfärbung sozialer Forderungen. Im Unterschied zur Bundesrepublik, wo die Mitwirkungs- und Gestaltungsspielräume der Tarifpolitik die Einbindung der Gewerkschaften in Gesellschaft und Staat förderten, trug die Begrenzung der Gewerkschaftsrechte im Saarland zur Destabilisierung des politischen Systems bei.

Konflikt um die Bergbaugewerkschaft und Infragestellung der Regierungspolitik

Mit der Wahl des oppositionellen Paul Kutsch zum Vorsitzenden der Einheitsgewerkschaft und des IV Bergbau im März bzw. Mai 1952 erreichte der Konflikt im Vorfeld der Landtagswahlen eine neue Stufe. Kutsch war parteilos und hatte wie Aloys Schmitt der Vitus-Heller-Bewegung angehört. Im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen über die Montanunion erklärte er: »Bei einer Lösung der Saarfrage ziehen wir Deutschland vor... Wir sind aber auch mit einer europäischen Lösung einverstanden, wenn keine französische Vorherrschaft die Voraussetzung ist...«¹³ Vor dem Hintergrund des Verbotes bzw. der Nichtzulassung systemkritischer Parteien nahm der IV Bergbau die Rolle der politischen Opposition wahr. Vor der Landtagswahl 1952 rief das Verbandsorgan »Saar-Bergbau« zur Abgabe ungültiger Stimmzettel auf.

Wegen Äußerungen auf dem Bundeskongreß des DGB in Berlin warfen die regierungsfreundlichen Vorstandsmitglieder in der Einheitsgewerkschaft Kutsch eine Verletzung der politischen Neutralität vor. Der Vorstand des IV Bergbau wies die Vorwürfe zurück und sprach dem Vorsitzenden sein Vertrauen aus, worauf der Schiedsausschuß

seinen Ausschluß aus der Gewerkschaft beschloß. Nachdem das Landgericht Saarbrücken dieses Vorgehen für rechtswidrig befunden hatte, gründeten Kutschs Gegner eine eigene Organisation. Das Innenministerium verlieh ihr die Tariffähigkeit und verfügte die Auflösung des IV Bergbau. Da die meisten Mitglieder in der verbotenen Gewerkschaft blieben, wurde im August 1953 auf Vermittlung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IFBG) als Kompromißlösung ein »neuer« IV Bergbau mit Vorstandsmitgliedern gegründet, die in dem Streit weniger hervorgetreten waren. Aber auch der neue Verband konnte nur etwa 10.000 der zuvor 42.000 Gewerkschafter gewinnen.

Nach der Absetzung Kutschs ließ die Landesregierung das Gewerkschaftshaus von der Polizei besetzen; die unliebsamen Gewerkschafter wurden mit Gewalt zum Verlassen des Gebäudes gezwungen. Kutsch sprach von »NS-Methode«, eine Anspielung auf den 2. Mai 1933. Der trotz des unrechtmäßigen Vorgehens unangemessene Vergleich veranschaulicht, wie weit sich die Spannungen verstärkt hatten und daß die Erinnerung an die NS-Zeit gegenwärtig war. Das gilt gleichermaßen für die Gegenseite, die der Opposition nationalistische Beweggründe und »Heim-ins-Reich«-Parolen vorwarf.¹⁴ Wie schwer die Erinnerung tatsächlich wog und inwiefern sie lediglich zur Bekämpfung des politischen Gegners benutzt wurde, läßt sich nicht beurteilen.

Die »zweite Welle«¹⁵ gewerkschaftlicher Opposition: Metallarbeiter- und Generalstreik 1955

Für saarländische Gewerkschafter mußten sowohl die arbeits- und tarifrechtlichen Bestimmungen als auch die Einflußmöglichkeiten der Gewerkschaften in der Bundesrepublik vorbildhaft erscheinen. Zwar verfügten die Bergarbeiter bis zum Verbot des IV Bergbau über eine schlagkräftige Organisation, doch im Allgemeinen waren die saarländischen Gewerkschaften auf Grund niedriger Beiträge, schwacher Personalausstattung und geringer Schulung für betrieb-

liche Auseinandersetzungen oder längere Lohnkämpfe nur schlecht gerüstet.

Nicht nur die saarländische Betriebsräteverordnung von 1947 sondern auch das 1954 nach Verzögerungen verabschiedete Betriebsverfassungsgesetz war aus Arbeitnehmersicht dem deutschen Betriebsverfassungsgesetz unterlegen.¹⁶

Eine Montanmitbestimmung gab es im Saarland nicht, wobei das französische Gewicht im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie entsprechende Bestrebungen ohnehin als wenig erfolgversprechend erscheinen ließ. Die Mitbestimmung gehörte zu den festen gewerkschaftlichen Forderungen. In der praktischen Gewerkschaftspolitik spielte sie aber eher eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund standen Lohnforderungen zum Ausgleich von Preissteigerungen.

Der Metallarbeiterstreik im Februar 1955, der sich zum Generalstreik ausdehnte, verdeutlicht die Zunahme der Spannungen in der Endphase des Saarstaates und gibt Aufschluß über das Verhältnis von Gewerkschaftsführung und »Basis«.

Nachdem die Tarifparteien seit Sommer 1953 ohne Ergebnis über Lohnerhöhungen in der Metallindustrie verhandelt und weder ein Vermittlungsversuch der Landesregierung noch die Einschaltung des Landesschlichters¹⁷ zum Erfolg geführt hatten, kam es am 21. Februar zum Streik. Eine erneute Schlichtung führte zwei Tage später zu einem verbindlichen Schiedsspruch, worauf die Gewerkschaften die Arbeitsniederlegung für beendet erklärten.

Ein großer Teil der Belegschaften streikte jedoch weiter. Am Morgen des 24. Februar zogen Arbeiter der Völklinger Hütte nach Saarbrücken, wobei es zu Zusammenstößen mit der Polizei kam. Daraufhin rief die Einheitsgewerkschaft für den folgenden Tag zum Generalstreik auf, um gegen den rücksichtslosen Polizeieinsatz, die Verletzung des Streikrechts durch die Zwangsschlichtung, Versammlungsverbote und die einseitige Berichterstattung des Rundfunks zu protestieren.

Die christliche Gewerkschaft, die den Ausstand der Metallarbeiter mitgetragen hatte, lehnte den Generalstreik ab, da sie der Einheitsgewerkschaft vorwarf, die Lohnbewegung zum Kampf gegen den CVP-Ar-

beitsminister zu mißbrauchen. Für die Streikenden dürften parteipolitische Erwägungen hingegen eine untergeordnete Rolle gespielt haben. So nahmen auch christliche Gewerkschafter am Generalstreik teil und traten sogar zur Einheitsgewerkschaft über. Aber auch deren Führung verfügte nur noch über begrenzte Einwirkungsmöglichkeiten. Die Fortsetzung des Ausstandes erfolgte ohne Beteiligung der Gewerkschaftsleitung, die sich mit dem Aufruf zum Generalstreik im Nachhinein den Protesten anschloß und diese in »geordnete Bahnen« lenkte. Währenddessen hatten Gewerkschaftsführung und SPS die Deutungshoheit über das Geschehen bereits verloren. Denn der Unmut, der von den schleppenden Lohnverhandlungen über die Zwangsschlichtung bis zur Verletzung des Versammlungsrechts angewachsen war, rührte mit der Kritik an den undemokratischen Zuständen inzwischen an die politische Verfasstheit des Saarstaates.

Während Einheitsgewerkschaft und CGS durch ihre Bindung an die staatstragenden Parteien in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt und infolge des Streits zwischen Anhängern und Gegnern der Regierungspolitik geschwächt waren, wandten sich v. a. die jüngeren Gewerkschafter den westdeutschen Gewerkschaften zu. Über die Deutsche Sozialdemokratische Partei Saar (DSP), der die Landesregierung ebenso wie der CDU Saar die Zulassung verweigerte hatte¹⁸, und über deren Vorsitzenden Kurt Conrad entstanden Verbindungen zu SPD und DGB. Beide unterstützten die Gewerkschaftsopposition organisatorisch und finanziell. Über die Politisierung der jüngeren Mitglieder wurde die Saarfrage zum Ausgangspunkt für den Neuanfang der Gewerkschaften im Saarland. Die Orientierung der Gewerkschaftsopposition an den arbeits- und tarifrechtlichen Verhältnissen in der BRD und ihre Anlehnung an die DGB-Gewerkschaften schufen die Voraussetzungen, um nach der Wiedervereinigung den Rückstand aufzuholen.

Rückgriff auf die Vergangenheit unter veränderten Umständen: zum Stellenwert der Erinnerung an 1933/35

Die Ursachen für die Niederlage gegenüber dem Nationalsozialismus wurden weder nach 1935 noch nach dem Zweiten Weltkrieg aufgearbeitet. Es gab keinen Versuch, das Scheitern der Status-Quo-Lösung zu erklären. Ersatzweise kam es zu einer Art Mythenbildung. Demnach hätte gemeinsamer Widerstand die Nationalsozialisten von der Macht fernhalten können und das Scheitern der Nazigegner war ausschließlich Ergebnis ihrer Uneinigkeit. Zwar stand der politische Richtungsstreit innerhalb der organisierten Arbeitnehmerschaft einem einheitlichen Vorgehen im Weg, zur Schwäche der Gewerkschaften trugen aber ebenso die Folgen der Wirtschaftskrise, die Empfänglichkeit ihrer Mitglieder für die Versprechungen der Nationalsozialisten und die Schwierigkeiten bei, eine überzeugende politische Perspektive aufzuzeigen. Die Behauptung, die Einheit sei unabdingbar für die angestrebte Neuordnung, verlieh dem Mythos Bedeutung für die Gegenwart und wertete ihn auf.

In den ersten Nachkriegsjahren bildete der Rückblick auf die NS-Diktatur einen festen Bestandteil gewerkschaftlicher Verlautbarungen. Bei der Maifeier 1946 hob Heinrich Wacker die Freiwilligkeit der Teilnahme und die neugewonnene Einheit hervor. Ab Ende der vierziger Jahre trat die Erinnerung in den Hintergrund. Im Aufruf der Einheitsgewerkschaft zum 1. Mai 1953 und bei den Kundgebungen fand die Zerschlagung der Gewerkschaften 20 Jahre zuvor keine Erwähnung mehr. Die Saarabstimmung wurde schon in der Anfangszeit kaum angesprochen. Zum 20. Jahrestag von Abstimmung und Rückgliederung im Januar bzw. März 1955 findet sich weder in der *Saarbrücker Zeitung* noch in der sozialdemokratischen *Volksstimme* oder der kommunistischen *Neue Zeit* irgend ein Hinweis.

Die Stellung der Beteiligten zur Saarabstimmung und ihre Erfahrungen nach der Rückgliederung prägten die Erinnerung und können erklären, ob und inwieweit Bereitschaft bestand, sich nach Kriegsende damit zu befassen. Auch der politische Standpunkt nach 1945 ist vor diesem Hintergrund zu

sehen. Die Zusammenhänge lassen sich aber nicht immer eindeutig nachzeichnen. Denn als Einflußfaktoren wirkten ebenso die politische und weltanschauliche Vorprägung, persönliche Umstände und die Fragestellungen und Streitpunkte der Nachkriegszeit.

Allgemein fehlte der Wille, sich der Vergangenheit zu stellen. Ein Hindernis bildete sicher die Demoralisierung und Desillusionierung als Hinterlassenschaft von Abstimmungskampf, NS-Herrschaft und Krieg. Während bei den NS-Gegnern die Erfahrung des Scheiterns die Erinnerung offenbar in eine bestimmte Richtung lenkte, dürfte in den christlichen Gewerkschaften ihre schon vor der Saarabstimmung vollzogene Selbstgleichschaltung eine Beschäftigung mit der eigenen Stellung zur Rückgliederung erschwert, wenn nicht verhindert, haben. Äußerungen einzelner Gewerkschafter belegen zwar, daß das Problem bewußt war, eine öffentliche Aussprache fand aber nicht statt. Anlässlich der Delegiertenwahlen zur Generalversammlung des IV Bergbau im Juli 1946 bemerkte Hans Ruffing, damals christlicher Vertreter im Vorstand der Einheitsgewerkschaft, gegenüber einem Mitstreiter: »Die Aufstellung der Kandidaten wird uns nicht so ganz leicht fallen, weil unsere besten Männer größtenteils in der Partei waren.«¹⁹

Selbst christliche Gewerkschafter, die sich für den Status-Quo aussprachen, wie die früheren Vorsitzenden von CGB und CMV, Fritz Kuhnen und Otto Pick und der Hauptkassierer des CGB, August Kaspar, waren 1933 zur Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten bereit und änderten ihre Haltung erst, als die Verfolgung christlicher Politiker und Gewerkschafter im Reichsgebiet zunahm. Andererseits kam nur Peter Kiefer vorübergehend zu Rang und Ehren. Nach der Rückgliederung stieg er beruflich auf, verlor aber jeden politischen Einfluß. Daß sich kompromittierte Gewerkschafter, u. a. Kiefer, für verfolgte Kollegen eingesetzt hatten, erschwerte eine Distanzierung zusätzlich. Außerdem vereinte nach 1945 das gemeinsame Ziel des Wiederaufbaus der eigenen Organisation christliche Gewerkschafter ungeachtet ihrer Vorgeschichte. Zu ihnen gehörte sowohl der Rückgliederungsgegner und spätere GCS-Vorsitzende Hans Ruffing als auch Karl Hillenbrand, ab 1947 Generalsekretär des Gesamtverbandes CGS, der die

Ergebenheitsadresse der »christlich-nationalen Gewerkschaften« an Hitler vom 1. Mai 1933 mitunterzeichnete und an der Besprechung in der Reichskanzlei teilnahm, auf der die Einbindung von Zentrum und christlichen Gewerkschaften in die NS-Politik abgesprachen wurde. Ruffing verlor 1935 seine Stelle als hauptamtlicher CGB-Bezirksleiter und mußte von Einkünften als Handelsvertreter leben. Allerdings wurde auch Hillenbrand im August 1944 vorübergehend von der Gestapo verhaftet. Was Jakob Michely, Gründungs- und Vorstandsmitglied der Einheitsgewerkschaft und Verfechter der Schaffung eigener Verbände, 1947 einem Kollegen schrieb, der christlichen Funktionären ihre Zusammenarbeit mit dem NS-Regime bzw. ihr Stillschweigen vorgeworfen hatte, dürfte die vorherrschende Sichtweise zum Ausdruck bringen:

Wenn Du Dir alles so richtig überlegst, dann glaube ich wohl, daß Du mit mir einig gehen wirst, daß man solche Dinge endlich ruben lassen soll und der Vergessenheit anheim fallen läßt. Wühlst Du heute alles wieder auf, dann kannst du wohl damit den Toten keinen Schaden zufügen. Du kannst aber unsern Gegnern Material in die Hand geben, das geeignet ist, unsere Fortentwicklung zu hemmen.²⁰

Die Einheitsgewerkschaft stützte sich auf die Erfahrungen während der NS-Herrschaft, die Herausforderungen der Nachkriegszeit und eine kurzlebige Übereinstimmung hinsichtlich der anzustrebenden Gesellschaftsordnung. Die Erinnerung an die Unterdrückung durch das NS-Regime verband christliche Gewerkschafter aber nur für kurze Zeit mit Sozialdemokraten und Kommunisten. Zum einen hatten die Milieugrenzen überdauert, zum anderen dürfte die Saarabstimmung die Gewerkschaftslager stärker getrennt haben, als dies in den vier Besatzungszonen der Fall war. Von daher überrascht es nicht, daß parteipolitische Anliegen schon kurz nach Kriegsende die Gewerkschaftseinheit untergruben, zumal die christliche Seite sich in den Gewerkschaften in der Defensive, politisch nach den ersten Wahlen aber im Aufwind sah. Hinzu kam, daß die gemeinsame Zielsetzung bald an Bedeutung verlor, da die Verfügungshoheit über die ordnungspolitischen Weichenstellungen bei den Besatzungsmächten lag. Im Saarland blieb sie den einheimischen Entscheidungsträgern durch die französischen

Aufsichtsrechte auch nach der formellen Unabhängigkeit 1947 entzogen. Mit dem Bergbau und der Eisen- und Stahlindustrie standen zudem die beiden wichtigsten Wirtschaftszweige unter französischer Verwaltung. Mehr als alle anderen Unterschiede teilte die Saarfrage die politische Arena, wobei sich Parteigänger (CVP und SPS) und Gegner (DPS, CDU, DSP, KP) der Teilautonomie gegenüberstanden. Die Erinnerung an die Saarabstimmung wirkte jetzt in einem veränderten Zusammenhang.

Einerseits kehrte Bekanntes wieder: In der Gewerkschaftspolitik traten die parteipolitischen Gegensätze von neuem hervor. Am wirtschaftlichen Anschluß zerbrach das aus der Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus entstandene Bündnis zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten. Christliche und sozialdemokratische Gewerkschafter nutzten gemeinsam den Streit zwischen dem IV Bergbau-Vorsitzenden Müller und der Militärregierung, um die Kommunisten zurückzudrängen. Die Neugründung der christlichen Verbände bedeutete zwar eine Rückkehr zur Richtungsgewerkschaft, eine Minderheit christlicher Gewerkschafter gehörte aber weiter der Einheitsgewerkschaft an.

Andererseits überlagerten neue Konfliktlinien die überlieferten Frontstellungen. Sofern auf bekannte Begründungen und Zuordnungen zurückgegriffen wurde, bewirkten die veränderten Bedingungen häufig einen Wandel des Sinngehalts:

- Im Vergleich zu den Meinungsverschiedenheiten in der Saarfrage verloren weltanschauliche Unterschiede an Bedeutung. Das zeigte sich deutlich am Streitpunkt Bergbau. Unabhängig von der parteipolitischen bzw. weltanschaulichen Zugehörigkeit seines Führungspersonals entwickelte sich der IV Bergbau zum Gegenspieler der Regierung. Auch maßgebliche christliche Gewerkschafter zählten zu den Kritikern der Autonomiepolitik. Und obwohl der CVP verbunden, beteiligte sich die GCS im Februar 1952 am Streik gegen die Einschränkung der Tariffreiheit und bezog wiederholt Stellung gegen den Abbau der Warndtkohle durch französische Bergwerke.²¹

- Ähnlich wie während der Völkerbundsverwaltung verband sich der »nationale Gedan-

ke« mit Demokratie und arbeitsrechtlichem Fortschritt. Anders als vor der ersten Saarabstimmung blieb diese Verbindung jedoch erhalten. Die Anhänger einer Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik beriefen sich auf Volkszugehörigkeit und historische Bindungen und stellten sowohl die demokratischen Mängel als auch die wirtschaftlichen Schwächen des Saarstaates heraus. Die Befürworter des Saarstatuts verwiesen auf die Verbesserungen, die im Laufe der deutsch-französischen Verhandlungen erzielt worden waren, auf das Ziel einer europäischen Einigung und die Erfahrungen der NS-Zeit.

Die Ereignisse von 1933 bis 1935 besaßen für die jüngeren Gewerkschafter in den Betrieben und die ehemaligen Emigranten und Nazigegner auf der Leitungsebene einen unterschiedlichen Stellenwert. Während Erstere die Lage der Gewerkschaften und die arbeitsrechtlichen Verhältnisse im Saarland mit der Bundesrepublik verglichen, galten den früheren Status-Quo-Kämpfern die Erfahrungen der Jahre 1933 bis 1935 als Entscheidungsmaßstab.

Aus ihrer Sicht bot der autonome Saarstaat die Möglichkeit nachzuholen, was 1935 nicht gelungen war. Eine persönliche Bindung an Frankreich als Ergebnis der Emigration, die Abneigung gegen nationalistische Beweggründe – ob wirklich vorhanden oder unterstellt – und das daraus entstandene Bekenntnis zu einer europäischen Lösung können erklären, daß sie an einem saarländischen Sonderweg festhielten, auch als nach Gründung der Bundesrepublik eine Rückgliederung mit demokratischen Vorzeichen möglich wurde und sich die Bindung an Frankreich immer deutlicher als Hemmnis erwies. Für den prägenden Einfluß der Emigrationserfahrung steht neben christlichen und sozialdemokratischen Vertretern der Autonomiepolitik auch der stellvertretende Vorsitzende der Einheitsgewerkschaft Eduard Welter. Welter war als kommunistischer Gewerkschafter zeitweise politischer Leiter des KP-Bezirks Saar, arbeitete nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten illegal für die KPD im Reichsgebiet und wurde nach der Rückgliederung im Sargebiet verhaftet. Nach seiner Entlassung emigrierte er nach Frankreich, wo er sich während des Krieges der Résistance anschloß. Weil er die

wirtschaftliche Anbindung begrüßte, geriet Welter in Konflikt mit dem nationalen Kurs seiner Partei, die ihn 1947 ausschloß.²²

In gewisser Weise wiederholte sich 1955 der Abstimmungskampf von 1935, was zum Teil die Schärfe der Auseinandersetzungen erklärt. Während die Anhänger des Saarstatuts die Lehren aus Krieg und Faschismus anführten und auf die anstehende Entscheidung übertrugen, stellte der rechte Flügel von DPS und CDU das nationale Bekenntnis heraus und griff die Gegner als Separatisten und Verräter an der deutschen Sache an.

Beide Formen der Wiederkehr einer unbewältigten Vergangenheit wurden von der Wirklichkeit eingeholt. Wie 1935 entschied die Abstimmung 1955 über die staatliche Zugehörigkeit des Saarlandes. Doch da das Votum für Deutschland 1955 eine Entscheidung für demokratische Verhältnisse bedeutete und die Saarfrage im Einklang mit der deutsch-französischen Verständigung gelöst wurde, verloren nationalistische Sichtweisen nach der Abstimmung an Bedeutung. Andererseits verringerten die politische Belastung eines Teils des neuen Führungspersonals und das Bemühen, die aufgebrochenen Gräben zu überwinden, die ohnehin geringe Bereitschaft zu einer Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus. Erst in den achtziger Jahren befaßten sich Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit ausführlich mit der Saarabstimmung 1935 und erfuhren diejenigen, die sich der Rückgliederung an NS-Deutschland widersetzt hatten, eine Würdigung. Als Ausdruck der veränderten Sichtweise kann die Umbenennung der Straße in Saarbrücken, in der sich der Sitz des DGB und der Arbeitskammer befinden, in Fritz-Dobisch-Straße im Jahre 1986 gelten. Der Vorsitzende des ADGB im Saargebiet wurde 1941 im KZ Buchenwald ermordet.²³

Der Beitrag entstand im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Eine ausführliche Fassung ist erschienen in: Stefan Berger (Hrsg.), Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte. Der 2. Mai 1933 in der gewerkschaftlichen Erinnerung und Positionierung nach 1945, Essen: Klartext, 2015

Anmerkungen

- 1 Vgl.: Stefan Berger: Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte – einige methodische Vorüberlegungen, unveröffentlichtes Typoskript; Dietmar J. Wetzel: Maurice Halbwachs – kollektives Gedächtnis und Vergessen, Vortrag, Institut für Soziologie, Universität Bern, Kolloquium Theorie, 21.10.2009, www.soz.unibe.ch
- 2 Die Entwicklung während der Völkerebundsverwaltung ist dargestellt bei Zenner, S. 39-87
- 3 Vgl. Mallmann/Steffens, S. 200-208; zu Julius Schwarz s. auch Kunkel, Ernst: »Für Deutschland – gegen Hitler« Die Sozialdemokratische Partei des Saargebietes im Abstimmungskampf 1933/35, Saarbrücken o. J., S. 72 f.
- 4 Herrmann, S. 287-290; vgl. Schmitt, S. 5-7, 18. Zur Gewerkschaftspolitik in der französischen Besatzungszone insgesamt: Edgar Wolfrum: Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie. Politische Neuansätze in der »vergessenen Zone« bis zur Bildung des Südweststaates 1945-1952, Düsseldorf 1991, insbes. S. 63-68. Über Varianten des Gewerkschaftsaufbaus in den westlichen Besatzungszonen: Siegfried Mielke: Der Wiederaufbau der Gewerkschaften: Legenden und Wirklichkeit, in: Heinrich August Winkler (Hrsg.): Politische Weichenstellungen im Nachkriegsdeutschland 1945-1953, Göttingen 1979, S. 74-87
- 5 Vgl. Aloys Schmitt: Der Industrieverband Bergbau, in: Altmeyer u.a., S. 214-225. Das Ziel einer Einheitsgewerkschaft hatte schon die Bildung des »Arbeitsausschusses freigewerkschaftlicher Bergarbeiter Deutschlands« im Mai 1936 durch kommunistische und sozialdemokratische Gewerkschafter im Pariser Exil geleitet, war aber durch das Scheitern der Volksfront-Politik im Jahr darauf nicht weiter verfolgt worden. Bei der Gründungsversammlung des IV Bergbau begrüßte der frühere Vorsitzende des GCB, Fritz Kuhnen, in einer schriftlichen Grußadresse, die der ehemalige BAV-Bezirksleiter Julius Schwarz verlas, die Organisationsform der Einheitsgewerkschaft. Der frühere CMV-Sekretär Gottfried Bouillon erklärte: »Hitler hat durch unsere Zersplitterung gesiegt und unser Land zerstört, wir aber werden es durch unsere Arbeit wieder aufbauen.« (Neue Saarbrücker Zeitung, 21.11.1945) Auch die CVP forderte anfangs »die Vergesellschaftung des gesamten Bergbaues und aller Betriebe der eisenschaffenden

- Industrie«, warnte aber »vor überstürzten Maßnahmen« (Ebenda, 1.5.1947).
- 6 Die Festlegungen in der Präambel entsprachen Vorgaben der französischen Militärregierung. Zur Entstehung der Verfassung: Schmidt, Zweiter Band, S. 134-153. Zur französischen Saarpolitik: Hudemann/Heinen, S. 39 ff., 114 f. Vgl. das französische Saar-Memorandum vom 10.4.1947, ebd., S. 278-281
 - 7 Die Arbeit, 2. Jg. 1/47
 - 8 Die Arbeit, 2. Jg. 8/47
 - 9 Mallmann/Steffens, S. 254; vgl. Herrmann, S. 308
 - 10 Vgl. die Wirtschaftskonvention vom 3.3.1950 in: Schmidt, Zweiter Band, S. 684-686. Ähnliche Bestimmungen enthielten die Wirtschaftsverträge vom 20.5.1953 und 3.5.1955. Zum Arbeitsrecht vgl. Roy, S. 144-147; Hans Dratwa: Die Entwicklung des Arbeits- und Lohnrechts in der Zeit von 1945 bis 1955, in: Altmeyer u.a., S. 774-783.
 - 11 Zit. n. Schmidt, Zweiter Band, S. 119. Vgl. die Rede Richard Kirns auf dem SPS-Parteitag in: Bericht über den zweiten ordentlichen Parteitag der Sozialdemokratischen Partei des Saarlandes am 15. Juni 1947 [Saarbrücken 1947], S. 14
 - 12 Näher Schmidt, Zweiter Band, S. 258-262; Herrmann, S. 346-352; vgl. Roy, S. 142; zur Warndfrage auch Heinen, S. 488-494. Das Gedinge bezeichnet im Bergbau die für einen bestimmten Lohn zu erbringende Arbeitsleistung. Strittig war die Arbeitszeitmessung durch französische Ingenieure.
 - 13 Zit. n. Schmitt in: Altmeyer u.a., S. 220
 - 14 Schmidt, Zweiter Band, S. 391. Zur Wendung »Heim-ins-Reich« ebd., S. 376-378
 - 15 Ebenda, S. 405
 - 16 Vgl. Dratwa in: Altmeyer u.a., S. 776-778; Herrmann, S. 479
 - 17 Zum Schlichtungswesen im Saarstaat Roy, S. 145-147
 - 18 Die Versagung der Zulassung von DSP und CDU wurde wie das Verbot der DPS damit begründet, dass die Nichtanerkennung der in der Präambel festgelegten Grundsätze einen Verstoß gegen die Verfassung darstelle. Schmidt, Zweiter Band, S. 345-347. Die Versuche der Landesregierung, die systemkritischen Kräfte zu unterdrücken, rechtfertigt nicht die Folgerung, dass sie selbst mit der französischen Saarpolitik vollständig übereinstimmte oder diese lediglich ausführte. Auf Interessengegensätze und Konflikte kann hier jedoch nicht eingegangen werden. Auch die saarlandpolitischen Unterschiede zwischen CVP und SPS müssen unberücksichtigt bleiben.
 - 19 Dokumentationszentrum der Arbeitskammer, Nachlass Johann Klein 12: Schreiben von Hans Ruffing an Karl Germann vom 15.7.1946
 - 20 Dokumentationszentrum der Arbeitskammer, Nachlass Johann Klein 12: Schreiben von Jakob Michely an Matthias Karius vom 5.8.1947
 - 21 Zum Februarstreik 1952 vgl. Herrmann, S. 359-365. Sowohl CGS-Generalsekretär Hillenbrand als auch Peter Clemens (CMV) und Peter Schaadt (CGS und Eisenbahnergewerkschaft) stellten ab 1950 die Autonomiepolitik in Frage. Vgl. Herrmann, S. 506 f., 519 f., 525; Heinrich Küppers: Johannes Hoffmann (1890-1967). Biographie eines Deutschen, Düsseldorf 2008, S. 369
 - 22 Zu Eduard Welter s. Paul/Mallmann, S. 267-273
 - 23 Zu Fritz Dobisch s. Karl Handfest: Fritz Dobisch: Ein Leben für die Arbeiterbewegung, Saarbrücken 1985

Literatur

- Altmeyer, Klaus; Szliska, Jakob; Veauthier, Werner; Weiant, Peter (Hrsg.): Das Saarland. Ein Beitrag zur Entwicklung des jüngsten Bundeslandes in Politik, Kultur und Wirtschaft, Saarbrücken 1958
- Heinen, Armin: Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945-1955, Stuttgart 1996
- Heinz, Joachim: Zum Abstimmungskampf an der Saar 1933-1935, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 28./39. Jg. 1990/91, S. 118-147
- Herrmann, Hans-Christian: Sozialer Besitzstand und gescheiterte Sozialpartnerschaft. Sozialpolitik und Gewerkschaften im Saarland 1945 bis 1955, Saarbrücken 1996
- Hirsch, Frank: Die Einheitsgewerkschaft im Saarstaat 1945-1955/57. Demokratisierungsbeitrag, Krisenerfahrung und Sozialkonflikt (Schriftenreihe der Arbeitskammer des Saarlandes zur Arbeits- und Sozialgeschichte Band 1), Saarbrücken 2015
- Hudemann, Rainer; Heinen, Armin: Das Saarland zwischen Frankreich, Deutschland und Europa 1945-1957, Saarbrücken 2007
- Hudemann, Rainer; Poidevin, Raymond (Hrsg.): Die Saar 1945-1955. Ein Problem der europäischen Geschichte, 2. Auflage München 1995
- Mallmann, Michael; Paul, Gerhard: Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler, Bonn 1989
- Mallmann, Michael; Steffens, Horst: Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar, München 1989
- Paul, Gerhard; Mallmann, Michael: Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bonn 1995

Roy, Francis: Der saarländische Bergmann, Saarbrücken 1955

Schmidt, Robert H.: Saarpolitik 1945-1957. Band 1: Politische Struktur, Berlin 1959; Band 2: Entfaltung der Saarpolitik zwischen »Wirtschaftsanschluß« und »Europäisierung« 1945-1953, Berlin 1960; Band 3: Entfaltung der Saarpolitik vom Scheitern der EVG bis zur Wiedervereinigung (1954-1957), Berlin 1962

Schuster, Gerd: »Hände weg vom Warndt« Der Beitrag der Bergarbeitergewerkschaften an der Saar zur Lösung der Warndtfrage nach dem 2. Weltkrieg, in: Bungert, Gerhard; Mallmann, Klaus-Michael; Schuster, Gerd: Der Weg zur Einheit. Stationen der Bergarbeiterbewegung an der Saar, Bochum 1981, S. 29-46

Zenner, Maria: Parteien und Politik im Saargebiet unter dem Völkerbundsregime 1920-1935, Saarbrücken 1966



Fils à Papa - Sohnemann

Marcel Ophüls erinnert sich

Marcel Ophüls, *Meines Vaters Sohn. Erinnerungen.* Aus dem Französischen von Jens Rostock, Propyläen Verlag, Berlin 2015, 320 S.

»Bedauerlicherweise habe ich kein Erinnerungsvermögen mehr.« Feststellung des Autors am Anfang seines Buches. Bedauern am Anfang seiner Autobiografie von 320 Seiten. Koketterie am Anfang einer Selbstsuche im Schatten eines Übervaters? Marcel Ophüls ist der Sohn von Max Ophüls, einem der Großen der Kinogeschichte. Sein Sohn Marcel ist ein wichtiger Dokumentarfilmer. Beide haben ihren Platz in der Geschichte des Films. Marcel Ophüls hat 2014 seine Erinnerungen in Frankreich auf den Büchermarkt gebracht. Inzwischen auch in Deutschland. Obwohl er fließend deutsch spricht, hat er seine Memoiren in französisch verfaßt. »Ich spreche gerne über meinen Vater«, hat er einmal gesagt. Das Thema »Väter und Söhne« ist ein schwieriges. Ob man selbst betroffen ist oder darüber liest, viel Unausgegrenztes bleibt für Leser unverständlich, viel persönliche Betroffenheit bleibt unerklärt. Meist fällt der schlagende Schatten des schwergewichtigen Künstlervaters über den Tod hinaus auf die Nachkommen. Vor allem auf die Söhne. »Mein Vater war ein Genie«, – »ich bin hoffentlich ein Talent«, hat Marcel Ophüls resignierend festgestellt. Natürlich war er mehr als nur ein Talent. Er gehört zu den renommierten Dokumentarfilmregisseuren unserer Zeit. 1927 geboren, lebt er heute in einem kleinen Dorf im Südwesten Frankreichs. Hoch in den Achtzigern schien ihm die Zeit gekommen, seine Erinnerungen in Worte zu fassen. Zurückzublicken auf ein Leben, das vom Film geprägt war. Zunächst unter der Fuchtel des Vaters, die nicht immer angenehm war. Vom »großen Max« spricht er, von seinem »Erzeu-

ger«. »Mein Alter« nennt er ihn. Als »Meines Vaters Sohn« bezeichnet er sich in der vorliegenden Autobiographie, die er eigentlich gar nicht schreiben wollte. Ein Besuch bei seinem guten todkranken Freund Francois Truffaut brachte den Entschluss ins Wanken: »Während er mir ein letztes Mal die Hand schüttelte«, sagte François, »Marcel, versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Memoiren schreiben werden«. Nun also offenbart sich der Sohn des »großen Max«, dessen berühmte Filme »Liebelei« (1932), »Der Reigen« (1950), »Lola Montez« (1955) sich schon über ein halbes Jahrhundert im Kinobewußtsein von Cineasten gehalten haben. Marcel Ophüls erzählt von seinen Kindheits- und Jugendjahren an der Seite eines filmbesessenen Vaters, der als Jude nach Anfangserfolgen in Deutschland 1933 mit Ehefrau und Sohn nach Frankreich und 1941 in die USA emigrierte. Dort trotz seines Renommées jahrelang keine Möglichkeit fand zu arbeiten.

Unterstützt, versorgt, ernährt und untergebracht wurden wir damals vom United Jewish War Relief, zu dem damals alle großen jüdischen Cineasten und Schauspieler von Hollywood beitrugen: Fritz Lang, Billy Wilder, Ernst Lubitsch, Peter Lorre, Conrad Veith oder auch Michael Curtiz.

In Hollywood wartete man nicht auf die Emigranten aus Nazideutschland. Die Wohnzimmer der Produzenten waren Warteräume für Projekte und Aufträge, die sich monatelang hinzogen.

Mein wichtigster Beitrag zum Familienbudget im Laufe der vier langen Jahre, in denen es meinem Vater nicht gelungen war, Filme zu drehen, bestand darin, selbst Kino zu machen – und zwar als Schauspieler.

Hin und wieder hatte er Drehtage als Kinderschauspieler in Nebenrollen unter Regisseuren wie Anatole Litvak oder Frank Capra. Mit 18 Jahren meldet er sich kurz vor Kriegsende zur amerikanischen Armee.

Da ich ziemlich gut Deutsch und Französisch sprach, bat ich darum, nach Deutschland geschickt zu werden. Stattdessen jedoch beorderte mich die U.S. Army in die entgegengesetzte Richtung – ich sollte bei der Besetzung Japans mitwirken.

Auch nach dem Krieg folgt er dem Schatten des Vaters. Max Ophüls kehrt zurück nach Frankreich, schreibt und dreht in kürzester Zeit den Film »La Ronde« (Der Reigen), der ein Welterfolg wurde. Die Premierengala fand im großen Saal des Pariser Palais de Chaillot statt.

Alle waren in Abendkleidung erschienen. In der vordersten Reihe des Balkons, rechts neben Max Ophüls, hatte Danielle Darrieux Platz genommen und direkt um die beiden herum saßen Gérard Philippe, Daniel Gélin, Simone Signoret. (...) Und unten im Parkett saß, ebenfalls im Smoking, der kleine Marcel.

Ihm, dem »kleinen Marcel«, angesiedelt an der Peripherie des väterlichen Ruhms, begegnet der Leser immer wieder. Beherrscht von der Bewunderung für den Vater, kehrt auch er nach Europa zurück, bricht das in den USA begonnene Philosophiestudium ab.

Ich faßte den Entschluß, meinen heiß geliebten Studien ein Ende zu bereiten, und daher überquerte ich die Seine, um im Kino Zuflucht zu suchen.

Erinnerungen suchen heißt die Vergangenheit überhöhen. Was, wann und wo war meine beste, meine schönste Zeit? Man sucht, findet und – verheddert sich in hunderten von Beiläufigkeiten des Lebens. Auch in den Erinnerungen von Marcel Ophüls überlagern Beiläufigkeiten die Bedeutung seiner Rolle in der Filmgeschichte. Zweifellos gehört Marcel zu den großen Dokumentarfilmern unserer Zeit. Filme wie *Le Chagrin et la Pitié*, deutsch »Das Haus nebenan – Chronik einer französischen Stadt während des Krieges« (1969), *The Memory of Justice*, »Die Nürnberger Prozesse« (1976) oder *Hôtel Terminus*, »Hôtel Terminus: Leben und Zeit von Klaus Barbie« (1988), Chef der Gestapo von Lyon während des Zweiten Weltkrieges, gehören zu den Klassikern in der Geschichte des Dokumentarfilms.

Von allen meinen langen, schweren Brocken ist Hôtel Terminus der Film, den ich am allerwenigsten mag – das trotz des Oskar, den er bekommen hat.

Die Filmwissenschaft stellt Marcel Ophüls neben Berühmtheiten wie Joris Ivens oder Richard Leacock. Sein Vater war kein Freund der dokumentarischen Kamera. Der »große Max« mochte Studios, in denen er künstliche Welten inszenieren konnte. Sein Sohn ging mit der Kamera auf die Straße, hin zu den Menschen und ihren Vergangenheiten, deren abgründiges Wesen er zum Ausgangspunkt seiner kritischen, sorgsam ausgearbeiteten Filmessays machte.

Meine ursprüngliche Idee hatte darin bestanden, den Prozess (gegen Klaus Barbie, den Schlächter von Lyon) zum Ausgangspunkt und zentralen Motiv des Films zu machen, von wo aus die Fährten, die in Barbies Leben führten, im Flash Back verfolgt werden konnten. Das nenne ich den ‚Hutträger‘, und in jedem meiner Filme baue ich so ein dramaturgisches Zentrum, von dem die einzelnen Aussagen der Zeitzeugen ausgehen können.

Durch seine Autobiografie ist Marcel Ophüls selbst zum Zeitzeugen geworden. Erinnerungen, in denen sich Leben und Film vermengen. Eine reizvolle Mischung aus scharfen Bildern von Begegnungen, Konfrontationen, Höhepunkten und Abstürzen, von genutzten Gelegenheiten und verpassten Chancen. Meistens war er nah dran, war Teil des Geschehens einer launischen Filmwelt. In seiner Autobiografie kann man ihn in Gedanken begleiten und ein Stück ereignisreicher Filmgeschichte nacherleben.

Georg Bense

Der Dichter als Businesspunk

Eine O-Ton-Sammlung ehrt den Dichter Thomas Kling

Thomas Kling, *Die gebrannte Performance*. Ein Hörbuch, Herausgegeben von Ulrike Janssen und Norbert Wehr, Lilienfeld Verlag, Düsseldorf 2015, 4 CDs (Laufzeit ca. 260 Minuten)

Die Lyrikwelle, von der in regelmäßigen Abständen zu hören und zu lesen ist, sie wäre ohne die Vorbereitung des »Berserkers der Poesie«, als den sich der in Düsseldorf geborene Autor Thomas Kling selbst bezeichnet hat, unvorstellbar. Kling hat der Dichterlesung das Wasserglashafte ausgetrieben. Wer heute mit gedimmtem Stimmchen seine Verse runterleiert, den trifft Klings Verdikt »Kein Geschmuschel, bitte!«, die erste seiner Regeln für den Vortrag von Poesie; die andern betreffen politisch gestimmte dichten-de Oberlehrer und die ätherische und hohle Pose, die in Hape Kerkelings berühmtem »Hurz!«-Sketch veräppelt wurde.

Einerseits leuchtet es deshalb ein, daß Norbert Wehr und Ulrike Janssen im Auftrag der Kunststiftung NRW mit einer Fülle an Originaltonmaterial aufwarten; und dennoch bleibt ein zwiespältiger Eindruck, der etwas mit der papierenen Museumshaftigkeit dieser Retrospektive zu tun hat. Das verschriftlichte Niederknien der Lyriker Norbert Hummel und Durs Grünbein etwa vor dem Andenken des 2005 früh verstorbenen Thomas Kling sind einfach nur rührselig. Hier wird der Eindruck vermittelt, als habe man einen unnahbaren Zuchtmeister vor sich. Überhaupt steht die konservativ-elitäre Seite Thomas Klings sehr zuungunsten des spleenigen Erben von Annette von Droste-Hülshoff, Catull, Else Lasker-Schüler, Christine Lavant und Georg Trakl im Vordergrund dieses Ohrenfests. Nur die kurze atmosphärische Schilderung einer Lesung aus dem Jahr 1986 von Marcel Beyer wirft ein Schlaglicht auf Kling als Punk.

Es wäre sicher nicht verkehrt gewesen, auch dem dichterischen Nachwuchs das Wort zu erteilen, um die Lebendigkeit seines Andenkens nicht nur durch Zeitgenossen zu behaupten, sondern auch durch das Urteil der Nachgeborenen zu beglaubigen. Abseits solcher Versäumnisse gibt es aber auch die restlos überzeugenden Aspekte dieser O-Töne-Sammlung. Neben den vier

Stunden Tonmittschnitten der zahlreichen Auftritte Klings, darunter auch ein Mitschnitt des Saarländischen Rundfunk aus dem September 1994, finden sich auch zwei Gespräche des Dichters auf der Raketenstation Hombroich bei Neuss, seinem letzten Domizil, eins davon aus dem Jahr vor seinem Tod. Von dem Lungenkrebskranken buchstäblich auf den letzten Metern und mit letzter Kraft über seine Poetik Auskünfte zu erhalten, das ist schlicht ergreifend. Die mäßige Tonqualität der Aufnahme zu bekritteln wäre insofern einfach nur kleinlich. Und ein substanzvolleres Interview als dasjenige, das die Edenkobener Autorin und Journalistin Gabriele Weingartner im Jahr 2003 mit dem Dichter geführt hat, ist nur schwer vorstellbar. Alle Schnodderigkeit Klings, für die er geliebt und gehaßt wurde, kommt hier hervor, ohne daß das Ganze in einer Tirade versumpft.

»Alle, die Kling verpaßt haben« – so wirbt der Klappentext bei der jüngeren Zielgruppe – hätten sich jedoch über einige Videomitschnitte der »Sprachinstallationen« Thomas Klings mehr gefreut, als über das buchästhetisch nicht überzeugend gestaltete Booklet (»Begleitbuch«) mit putzigen und oft epitaphähnlichen Schwarzweiß-Fotos. Immerhin: seine darin aufgeführten Bekenntnisse zeigen Thomas Kling als äußerst zerrissenen Künstler, dem die eigene Klassizität zu Lebzeiten immer bewußt war; der dazu offenbar nie ein entspanntes oder humorvolles Verhältnis entwickeln konnte. Und der doch nicht am eigenen Narzissmus gescheitert ist. Diese Sammlung ist nicht nur für Kenner von Thomas Klings Poesie ein Hörgenuß, sondern auch für alle, die schon immer wissen wollten, ob Poesie jenseits des Poetry Slams und der Lesebühnen noch Zukunft und ein Publikum haben könnte.

Konstantin Ames

Warum gibt es keine Zigaretten beim Gemüsehändler?

Ein Briefwechsel zwischen dem französischen Schriftsteller George Perec und dem Übersetzer Eugen Helmlé

»Cher Georges« – »Cher Eugen«. Die Korrespondenz zwischen Eugen Helmlé und Georges Perec. Herausgegeben von Ralph Schock. Conte Verlag, Saarbrücken, 2015. 400 Seiten.

Der Übersetzer Eugen Helmlé aus Sulzbach schreibt einen Brief an den Schriftsteller Georges Perec in Paris. Der antwortet postwendend. Das war im Februar 1966 und der Beginn einer der so oft beschworenen, wunderbaren Freundschaften. Zeugnisse davon sind eine Korrespondenz über Jahr und Tag zwischen 1966 und 1982. Ein französischer Schriftsteller und sein deutscher Übersetzer kommunizieren von Schreibtisch zu Schreibtisch. Der eine vor den Fenstern ein Stück Saarland, der andere einen Ausschnitt Paris. Durch Tagebücher, Autobiographien oder Briefwechsel lernt man Autoren näher kennen. Manchmal sehr genau, je nachdem wie frei heraus der eine sich gibt, und der andere sich öffnet. Manchmal auch beide gleich, im interessierten Miteinander. Jahre danach oder noch später, kommt eine abgeschlossene Korrespondenz auf den Büchertisch, die gesammelt, aufgehoben, verwahrt und durchforstet wurde, so wie es bei Eugen Helmlé (1927-2000) und Georges Perec (1936-1982) der Fall gewesen ist, als der literarische Fährtenucher Ralph Schock auf die Idee kam, die Briefe zu ordnen, in Reihe und Folge zu bringen und als Buch herauszugeben. Erschienen ist der Band im Conte Verlag, St. Ingbert, einem Verlag mit vielseitigem Programm, der schon so manche Buchhandel-Mutprobe überstanden hat. »Cher Georges« – »Cher Eugen« könnte wieder so ein Wagnis sein. Das Buch dokumentiert in Briefen die Portraits zweier Liebhabern von Worten und Sätzen, dem Handwerkzeug der Literaten, mit dem sie unermüdlich jonglieren – immer auf der Suche nach Sinn, Bedeutung und dem Äquivalent im Verständnis der einen Sprache zur anderen. Französisch hier. Deutsch dort. Der Briefwechsel begann im Februar 1966. George Percs erster Roman »Les Choses« (Die

Dinge) hatte den Prix Renaudot, einen renommierten französischen Literaturpreis gewonnen und sollte ins Deutsche übersetzt werden. Eugen Helmlé, der schon Raymond Queneaus Buch *Zazie in der Métro* übersetzt hatte und sein vielfältiges Gespür für die Feinheiten und idiomatische Eigenheiten beider Sprachen mehrfach bewiesen hatte, sollte diese Aufgabe übernehmen.

Helmlé an Perec 13. Februar 1966.

Lieber Herr Perec, (...) Im Oktober hatte mir der Karlsruher Stahlberg Verlag Ihr Buch »Les choses« zu lesen gegeben und mich gefragt, ob ich es übersetzen wolle. Nach der Lektüre habe ich mit Freude zugestimmt. (...)

Darf ich mir also erlauben, Ihnen einige wenige Fragen zu stellen, deren Ziel es ist, Übersetzungsfehler soweit als möglich zu vermeiden? Also: Seite 11, 6. Zeile von unten: ein portulan. Laut Larousse ein Buch, in welchem die Seehäfen verzeichnet sind... Ich finde es seltsam, dass ein Buch »die ganze Länge einer Wand einnehmen kann.

Da hatte der Übersetzer natürlich recht. Mit dem Antwortbrief von Georges Perec ein paar Tage danach begann seine Zusammenarbeit mit Helmlé, die über Jahre hinweg intensiver wurde und zu einer deutsch-französischen Freundschaft führte. Zum damaligen Zeitpunkt, rund 20 Jahre nach dem Krieg, ein nicht unproblematischer Vorgang.

Perec an Helmlé 22. Februar 1966.

Lieber Herr Helmlé, (...) Seite 11: portulan: alte Landkarte, auf der die Küsten und die wichtigsten Häfen verzeichnet sind.

»Der wahre Briefwechsel ist seiner Natur nach poetisch«, postulierte der Dichter Novalis im 18. Jahrhundert in seinem von der Romantik geprägten Weltbild. Eine Forderung, die der Briefwechsel Perec-Helmlé nicht erfüllen kann. Es ist vielmehr ein Blick in zwei Werkstätten der Literatur, in Labors der Wörter und Sätze, der Geschichten und

Erzählweisen. Der Leser schaut auf Schreib-
tische, auf denen sich Wort- und Sachbücher
stapeln, wo an Sätzen gefeilt wird, um viel-
leicht doch kurz darauf verworfen zu wer-
den. Übersetzen ist eine schwierige Aufgabe.
Die Zusammenarbeit des Übersetzers mit
dem Autor ist nicht frei von offenen Fra-
gen, kontrovers diskutierten Möglichkeiten
und deren Akzeptanz. Georges Perec, Sohn
jüdischer Einwanderer aus Polen, zählt zu
den literarischen Kultfiguren Frankreichs,
vergleichbar Raymond Quenau, der mit sei-
nem Roman »Zazie in der Metro« berühmt
wurde. In Deutschland gilt Georges Perec
als einer der meist übersetzten Schriftsteller
der französischen Nachkriegsliteratur.

*Der Schreibtisch, an dem ich schreibe, ist ein ehe-
maliger Juwelier-Tisch aus massivem Holz, der mit
vier großen Schubladen versehen ist und dessen Ar-
beitsfläche, im Verhältnis zum überstehenden Rand
leicht vertieft, wahrscheinlich, um zu verhindern,
dass die Perlen, die früher darauf sortiert wurden,
auf den Boden fallen, mit einem schwarzen Tuch
von äußerst dichter Textur bespannt ist,* erzählt
Georges Perec in *Warum gibt es keine Zigaret-
ten beim Gemüsehändler?* Übersetzt von Eugen
Helmlé, der neben französischen Autoren
wie René de Obaldia und Raymond Queneau
auch spanische Autoren ins Deutsche über-
tragen hat. Eugen Helmlé gilt als einer der
berühmtesten Übersetzer.

Helmlé an Perec 29. August 1966.

*Was unsere gemeinsame Arbeit anbelangt, so kön-
nen wir hier entscheiden, wie wir vorgehen. Entweder
nehmen wir uns Seite für Seite vor. Oder wir halten
uns nur mit den Passagen auf, mit denen ich Schwie-
rigkeiten hatte. Oder mit jenen, die einen versteckten
Sinn enthalten, der mir ihrer Meinung nach ent-
gangen sein könnte.*

Manchmal folgen die Briefe dicht auf
dicht. Dann wieder liegen Wochen dazwi-
schen. Der langjährige Briefdialog zwischen
Georges und Eugen war getragen von gegen-
seitiger Wertschätzung und Anerkennung.
Auf Augenhöhe, auch wenn man sich zu-
nächst distanziert begegnet. Man will sich
kennenlernen, um gemeinsam zu arbeiten.
Beide sind ausgeprägte Individualisten, doch
auch Teamplayer, wenn erforderlich. Die
vorsichtige Annäherung, behutsam in Gang
gesetzt, gelingt, verläuft nach einem nicht
vorgefaßten Plan. Zunächst bleibt man beim
»Sie«. Doch das wird sich ändern.

Perec an Helmlé 30. September 1966.

*Ich werde Sie Ende des Monats besuchen. Ich komme
am Freitag, den 28. Oktober, abends in Saarbrücken
an und werde am Dienstag, den 1. November, wieder
abfahren. So haben wir vier Tage zum Arbeiten.*

16 Jahre hin und her. Treffen in Paris und
in Sulzbach, wo Ludwig Harig um die Ecke
wohnt. Meist ging es um Worte, ihre Ver-
wendung, Bedeutung und Einsatz. Ihren
Stellenwert im Gefüge der Sätze. Da wurden
die beiden zu Facharbeitern im literarischen
Gebälk. Gemeinsame Projekte entstan-
den, wurden verworfen oder fanden keine
Auftraggeber. Für beide war Literatur kein
Hobby und keine Sonntagsbeschäftigung.
Wie viele frei arbeitenden Autoren waren
auch Perec und Helmlé den Ränken und
Zwängen des Autorenmarktes unterworfen.
Vor allem wenn es »ans Leben« ging: also
um Honorare. Verleger und Redakteure spa-
ren am liebsten zuerst und – nie zuletzt – bei
den Autoren. Viel Unverständnis auf beiden
Seiten. »Diese Verleger sind Krämerseelen«
schreibt Helmlé am 8. Dezember 66. Doch
auch die Honorarsätze der Rundfunkan-
stalten sind in ihrer Unterschiedlichkeit oft
nicht nachvollziehbar.

Helmlé an Perec 18. Februar 1968.

*Ich habe festgestellt, dass man Ihnen nur 2500 DM
angeboten hat, wohin gegen ich – nach allem was mir
Harig gesagt hat – mit 3000 DM gerechnet habe.
Gestern Abend war ich bei Ludwig Harig, um seine
Honorarabrechnung zu überprüfen. Nun, was er uns
gesagt hatten, stimmte schon, aber es gilt nur für die
anderen Rundfunkanstalten, nicht für Radio Saar-
brücken. Von Saarbrücken hat er immer nur 2500
DM bekommen – auch wenn sein Stück länger als
eine Stunde war.*

*Wenn ein Stück weniger als 30 Minuten lang war,
hat man sein Honorar sogar auf 1800.- gekürzt.*

Der Briefwechsel Helmlé-Perec ist auch
ein Dokument über die Schwierigkeiten und
Fallstricke des oft gepriesenen, freien Lebens
als kreativ tätiger Mensch, als Künstler, als
Schriftsteller, der seine Vorstellungen for-
mulieren, anbieten, verkaufen muss. Perec
schreibt Helmlé unter dem Datum 17. Mai
1967 von seinen Ideen zu einem gemein-
samen Hörspiel.

*Die Idee (l'idee, the idea) wäre ein Monolog mit
mehreren Stimmen, vorzugsweise stereophon. Was
spricht (und nicht etwa derjenige oder diejenigen, die
sprechen), sind die Ausgänge und Schaltstellen einer*

riesigen elektronischen Maschine (Computer, IBM, ordinateur). Diese Maschine (La machine) löst alle Probleme: Man füttert sie mit Elementen, die sie liest und analysiert. Sie gibt Antwort, sie verfügt über Speicher, eine Sprache, eine Syntax. Sie spricht mehrere Fremdsprachen, sie übersetzt. (...) Sie trifft Entscheidungen, kontrolliert, organisiert, komponiert, befiehlt, berechnet, antwortet, warnt.

Es war die Zeit der sprachlichen Experimente. Die konkrete Kunst gewann an literarischem Boden. Die visuelle Poesie eroberte Anthologien und Ausstellungen. Eine Entwicklung, die auch im Saarland von einer kleinen Literaturszene wahrgenommen wurde. Es war die kreative Zeit Ende der sechziger Jahre im Saarland. In Urweiler machte Ludwig Harig sein Wochenendhaus zum Treffpunkt experimenteller Autoren und Maler, die sich von neuen Strömungen anregen ließen. Auch ohne Autobahn und Hochgeschwindigkeitszüge, – Paris war nicht weit, lag verführerisch nah vor der Haustür und beeinflusste auch das geistige Klima im Saarland. Hans Dahlem zeichnete nach der »Taschenkosmogonie« von Raymond Queneau. Eugen Helmlé übersetzte »Zazie in der Métro« und Ludwig Harig sann über »literarische Zustände und Veränderungen« nach. Ein Hauch von Aufbruch ging damals durch das Saarland, wo man Möglichkeiten erkannte über den Nestrand provinziellen Mittelmaßes herauszufinden. Dabei gab es nur eine wichtige Galerie in Saarbrücken, und die stellte Paul Wunderlich aus Hamburg oder den berühmten Brasilianer Bruno Giorgi aus. Selbst die oft in geistigem Phlegma verharrende Rundfunkanstalt raff-

te sich auf und produzierte das erste stereophonische Hörspiel in Deutschland, dem weitere folgten. Die Literaturabteilung des SR lud Natalie Sarraute zur Lesung ein, eine wichtige Vertreterin des Nouveau Roman. In diesen Zeiten trafen auch Eugen Helmlé und George Perec aufeinander: *Gemeinsam war ihnen die Lust am Spiel mit den Wörtern*, wirbt der Conte Verlag auf dem Schutzumschlag für den rund 400 Seiten umfassenden Briefwechsel zwischen zwei Literaten, die sich durchaus in die Reihe bedeutender Briefwechsel einreihen lassen. So hat Hermann Hesse mit Romain Roland korrespondiert, Peter Handke und der Verleger Siegfried Unseld haben die Wortklingen gekreuzt. Nicht nur sie sind einer Tradition gefolgt, die sich über Jahrhunderte in der Geschichte der Literatur zurück verfolgen läßt. George Perec und Eugen Helmlé sind dazugestoßen.

Liebe Grüsse Eugen!

Herzliche Grüsse an Sie und Ihre Freunde,

Georges

Herzliche Grüsse und bis bald, Eugen

Bis ganz bald, Grüsse an alle, Georges Perec.

Georg Bense

Prima Krimikost

Drei Irland-Krimis von Carolina Römer

Die irische Meerjungfrau, Conte Verlag, St. Ingbert 2011, 272 S.

Greed Castl, Conte, St. Ingbert 2013, 294 S.

Das Labyrinth des Malers, Conte, St. Ingbert 2015, 280 S.

Krimis spielen in der Unterhaltungsliteratur schon lange eine bedeutende Rolle, heute vielleicht die bedeutendste, wie die geradezu explosionsartige Vermehrung des Krimiangebots in den Buchhandlungen vermuten läßt. In Deutschland dürfte inzwischen jeder Provinzwinkel und jeder Stadtteil einer größeren Stadt mörderisch ausgeleuchtet sein, und die Verlage bringen zudem aus der ganzen Welt Entsprechendes in kaum noch überschaubaren Mengen. Ohne dieses beliebte literarische Genre, das bei aller unterschiedlichen Qualität im Einzelnen doch immer für den Leser ein gewisses Maß an Spannung zu garantieren scheint, könnte wohl so mancher Verlag nicht überleben.

In der Fülle von Altbewährtem und Neuem auf dem Krimimarkt verdienen die Irland-Krimis der in Saarbrücken lebenden Carolin Römer besondere Beachtung. Die Autorin ist eine rundum erfreuliche Erscheinung nicht nur unter den Krimiautoren im Saarland, sondern im gesamten deutschsprachigen Raum, eine Erzählerin, die auch den Vergleich mit guten englischen und skandinavischen AutorInnen nicht scheuen muß. Sie hat seit 2011 im saarländischen Conte-Verlag alle zwei Jahre einen Kriminalroman veröffentlicht – alle mit ihrem »Helden« Fin O'Malley in der Hauptrolle. Ein offenbar gut vorbereitetes Projekt – mit Perspektive zudem, wenn Carolin Römer ihr beachtliches Niveau halten kann. Und nach drei gelungenen Werken spricht eigentlich nichts dagegen.

Römer »verortet« ihre Geschichten an der nordwestlichen Küste der grünen Insel, im besonderen auf der Halbinsel Day's Foreland. Dort liegt das Dorf Foley, das einen zweifelhaften Ruf als ehemaliges Piratennest genießt. »Eine bunte, planlose Ansammlung von Häusern, Cottages, Ställen und Scheunen, deren einzige Orientierung die Küstenstraße schien, die mittendurch führte.

Irgendwie wurde man den Eindruck nicht los, das ganze Dorf sei eines Tages vom Hügel herabgerutscht und hatte auf seinem Weg bergab auf halber Höhe Kirche und Friedhof verloren.« Foley wird Ausgangspunkt und oft Mittelpunkt der Ereignisse in allen drei Romanen. Erst recht, als Fin O'Malley, Detective bei der irischen Polizei, nach seinem ersten Fall – einer seltsamen, unglücklich endenden Liebesgeschichte, bei der der eigentliche Kriminalfall fast zur Nebensache gerät – seinen sicheren, wenn auch ungeliebten Job schmeißt und ein unsicheres Dasein in der dörflichen Zentrale, im »Fisherman«, hinter und über der Theke führt. In seinem zweiten Fall, einer »richtigen« Mordgeschichte, verhält sich Fin so unmöglich, daß er prompt selbst in Verdacht gerät. Hier betritt nun eine kritische Gegenspielerin die Bühne in Gestalt der attraktiven Polizistin Caitlin da Silva (eine wunderbare Szene voller Humor ist Fins erste Begegnung mit ihr in der Küche des »Fisherman«). Trotz aller ungehaltenen und spöttischen Kritik an Fin erweist sie sich eher als hilfreiche Freundin, der Fin auch sein Vertrauen schenkt. Sie hilft ihm mehrfach aus der Bedrängnis, und er hat seinerseits im Finale Furioso des dritten Falls (einer »Indiana Jones«-würdigen Episode auf einer sturmumtosten Felseninsel mit Irrgarten und Goldschatz) die Gelegenheit, sie im letzten Moment vor dem Absturz in die »Anderswelt« zu retten. Eine schöne Perspektive also für künftige Geschichten.

Man sieht, Carolin Römer kennt das Krimi-Einmaleins bestens. Die Fälle sind durchaus kunstvoll gestrickt. In den ersten Geschichten gibt es Hinweise in Hülle und Fülle auf die Wahrheit, aber zumindest Fin tappt lange im Dunkeln, bis ihm die Lösungen schließlich auf dramatische Art vor Augen geführt werden. So gehört sich das ja auch im Krimi. In der dritten Geschichte, in die sich Fin buchstäblich verirrt, hat er dagegen früh den richtigen Riecher,

kommt dem Täter und seinem ungewöhnlichen Motiv aber nur durch einen kuriosen Zufall auf die Spur.

Das mag ja alles ganz verheißungsvoll klingen, aber es bietet allein noch kein Lesevergnügen für anspruchsvollere Krimifreunde. Dafür sorgt nun in reichem Maße Römers schriftstellerisches Talent. Ihre prägnante Beschreibung dieser irischen Küstenlandschaft, durch den sie ihren oft orientierungslosen, immer konditionsschwachen, aber auch rebellischen und hartnäckigen »Helden« (wahlweise »Nichthelden«) fahren, laufen oder kriechen läßt, findet immer wieder eindringliche und schöne Bilder.

Es war viel zu still hier. Kaum ein Laut war zu hören, nicht mal eine einzige keifende Möwe. Das Meer kotzte lustlos auf den Strand und ließ den schmutziggelben Seetang hin und her schwappen. Kein Wind, der die Wellen dramatisch aufwühlte oder wenigstens die winzigen Mücken vertrieb. Dazu ein Nebel, der den dicksten Großstadtmog in den Schatten stellte, milchig, sämig und unappetitlich wie Haferschleim. Der Horizont war hinter einem dichten Schleier aus feinem Nieselregen verschwunden.

Die Natur mit ihren häufigen, abrupten, manchmal dramatischen Wetterwechseln ist immer präsent, begleitet und beeinflusst die Wege, Handlungen und Gedanken des Fin O'Malley, bei denen Römer in ihrem Erzählfluß im Wesentlichen bleibt. Nur selten gibt es kleine Abschweifungen, meist Erläuterungen zur frühen oder auch jüngeren irischen Geschichte.

Ganz entscheidend für einen guten Krimi und erst recht für eine Serie von Kriminalromanen ist natürlich interessantes stimmiges Personal. Auch da entwickelt Römer viel Phantasie. Neben der komplexen Hauptfigur Fin O'Malley, über den uns die Autorin ob seiner Reaktion in vielen komischen Situationen öfter schmunzeln läßt (wenn er wegen Trunkenheit am Steuer und Beamtenbeleidigung festgenommen und dann zu einer Pilgerwanderung verurteilt wird), und der schon erwähnten Polizistin Caitlin gehören auch viele Personen aus Foley und speziell aus dem Pub zum hoffnungsvollen Stammpersonal der Romane. Da ist der Ex-IRA-Mann Billy »Blue Boy« MacGann, immer verdächtig und mehrfach auf Kollisionskurs mit Fin, gestern noch Terrorist, heute so etwas wie Finanzjongleur. Ronan, der Inhaber des »Fisherman« und Schöpfer

des ätzenden Spezialgetränks »Fisherman's Fellow«, der Fin bei sich wohnen und arbeiten läßt, ist auch eine zentrale Figur in Foley. Dazu gehören auch Ronans Frau Isobel und seine Mutter Brenda, die im Pub mitarbeiten, oder Ciarán O'Connor, Besitzer des einzigen Dorfladens, mit seiner Frau Moira. Brian, der Automechaniker im Dorf, entpuppt sich bei Gelegenheit als Arzt, der aber lieber Autos als Patienten reparieren will. Lustig auch, daß der ehemalige Leuchtturmwärter jetzt als – freilich wenig in Anspruch genommener – Pfarrer tätig ist. Das großartigste Original ist aber die trinkfeste 80jährige Nora Nichols, die für alle Probleme die »Gomballs«, d. h. Feen, Elfen, Kobolde und Meerjungfrauen verantwortlich macht.

Daß sie im ersten Roman mit ihren Erklärungen der Wahrheit nahe kommt, ist ein witziger Einfall. Genau so gut wie ihre Natur- und Ortsbeschreibungen sind Römers Personenbeschreibungen. Hier kommt ihr feiner Humor besonders zur Geltung.

Wieso mochte seine Tochter diesen stets in gruftiges Schwarz gehüllten, blassen Jüngling, dessen blaugefärbte Haare ihm etwas Alienhaftes verliehen? An den langen dünnen Fingern, die gewöhnlich wie Derrische über Computertastaturen tanzten, klebten silberne Ringe mit Totenschädelmotiven, während eine Hand ein undefinierbares Tattoo zierte. Ein winziger Ring verband die beiden Nasenlöcher. Daß es ein Schmuckstück war, erkannte man erst bei näherem Hinsehen. Oberflächlich betrachtet sah es aus, als ob ihm etwas aus der Nase tropfte, das man lieber nicht genauer untersuchen wollte. Und der funkelnde Stecker an seinem rechten Nasenflügel war wohl der Grund, weshalb Lily unbedingt auch so etwas haben mußte. Nein, der Einfluß von Diarmuid O'Rourke auf seine Tochter gefiel ihm überhaupt nicht. Außerdem hatte er die hellen blauen Augen der MacGanns, ein deutliches Indiz für Fin, daß Billy hier etwas mehr als nur die Finger im Spiel gehabt hatte.

Carolin Römer ist nicht nur in ihren Beschreibungen von Mensch und Natur stilicher, vielseitig und ausdrucksstark, sie beherrscht auch Gesprächssituationen aller Art – vom Ermittlungs- bzw. Vernehmungsgespräch bis zur heftigen verbalen Auseinandersetzung. Sie hat auch ganz offensichtlich ein gutes Gespür für Situationen – insbesondere für komische. Ein Beispiel für viele: Fin wird bei einer »angesagten« Modenschau in Dublin, auf der er zufällig gelandet ist,

gewaltsam durch eine Hintertür aus dem Gebäude geworfen, nachdem er den Mode-Stardesigner angesprochen und offenbar irgendwie verärgert hat. Er landet in einem Müllhaufen.

Mühsam suchte er seine Sinne zusammen und rap-pelte sich auf. Versuchte erfolglos, sich irgendwelchen öligen Dreck von der Jacke zu wischen. Er stank nach ranzigem Fritierfett. »Na toll...«, seufzte er und klaubte sich ein paar gammelige Salatblätter aus dem Kragen. Irgendwo plätscherte es. Im Schein einer Straßenlaterne sah er eine schwankende Gestalt, die gerade hinter einen der Müllcontainer pinkelte. Eine kratzige Stimme intonierte etwas, das entfernt an »A long way to Tipperary« erinnerte, gefolgt von einem nicht enden wollenden Hustenanfall. Ein Feuerzeug klickte, untrügliches Zeichen, daß das wesentliche Geschäft beendet war. Ein Mann wankte hinter dem Container hervor, in einer Hand eine Zigarette, die andere brauchte er, um sich festzuhalten. Er trug einen trotz der Umstände gut sitzenden Smoking, seine Flügel und die Frisur waren zwar etwas derangiert, aber das schien ihn nicht wirklich zu stören. Als er Fin entdeckte, blieb er stehen. »Super Stil«, lallte er, »geiler Allover Print ... Sieht aus wie e-echt...« Fin blickte irritiert an sich herab. »Wie-wie nennst du das?« »Das?« Er betrachtete ratlos seine nassen, verdreckten Klamotten. »Gossenpunk?« »Genial, Mann. Du hast e-echt Zukunft. Hör mal, ich-ich bring dich ganz groß raus...

Fazit: Carolin Römer ist eine ausgezeichnete, sprachlich versierte Erzählerin, die mit viel Humor und Sinn fürs jeweils richtige Tempo durch ihre Geschichten führt. Ihre bisher drei Kriminalromane (im Schnitt immerhin 280 niemals langweilige Seiten lang) sind in vielfacher Hinsicht ein Lesevergnügen. Angesichts der Attraktivität der Küstenregion

im irischen Nordwesten und angesichts des interessanten Roman-Personals wäre es nicht verwunderlich, würde sich eines Tages das Fernsehen melden. Bis dahin aber ist man mit der Lektüre auf guten und sicheren Seiten.

Carolin Römer stammt aus Kirn (Nahe). Sie kam 1983 ins Saarland, studierte ein Jahr an der Saarbrücker Werkkunstschule, bevor sie beim Saarländischen Rundfunk eine Medienausbildung durchlief. Seitdem arbeitet sie als Cutterin beim SR-Fernsehen. Sie hat schon in ihrer Jugend gern und viel geschrieben, sah aber für ihre umfangreichen Werke wenig Möglichkeiten. Sie hat immer viel gelesen, besonders Krimis. Humorige englische Krimis, die ihr besonders liegen, liest sie gern im Original. Viele amerikanische Krimis sind ihr zu blutig, die skandinavischen zu düster. Allen Ratschlägen zum Trotz hat sie es gewagt, dem Conte-Verlag auf der Buchmesse ein Manuskript ihres ersten O'Malley-Krimis zu übergeben.

Den äußersten Nordwesten Irlands, wo die Geschichten spielen, kennt sie aus eigener Erfahrung von vielen Aufenthalten. Auf ihre bisherigen drei Irland-Krimis hat sie viele positive Reaktionen erhalten. Für weitere Krimis dieser Reihe sind noch viele schöne Ideen vorhanden.

Lutz Hahn

Nichts für »APO-Opas«

Frank Hirsch, Die Einheitsgewerkschaft im Saarstaat 1945 - 1955/57.

Demokratisierungsbeitrag, Krisenerfahrung und Sozialkonflikt, Gollenstein Verlag, Saarbrücken 2015, 280 S.

Wieder einmal hat sich die Arbeitskammer nicht lumpen lassen und für ein rundes Gewerkschaftsjubiläum tief in die Kassen gegriffen. Aus Anlaß von »70 Jahre Einheitsgewerkschaft« (1945) und »60 Jahre DGB Saar« liegt nun eine von Frank Hirsch geschriebene Gewerkschaftsgeschichte vor, welche die auch schon in den »Heften« vermerkte Renaissance der Geschichtsschreibung zur saarländischen Arbeiterbewegung verstetigt. Nach der imposanten Trinkaus-Monographie zu Arbeiterexistenzen in Neunkirchen und Dudelage und der von der Stiftung Demokratie Saarland gestarteten ehrgeizigen fünfbändigen SPD-Geschichte beginnt die AK mit der »Einheitsgewerkschaft« eine eigene »Schriftenreihe zur Arbeits- und Sozialgeschichte«. Hier soll der weit über das Saarland hinaus bekannte Nestor der Brebacher Alltagsgeschichte, Harald Glaser, im Jahre 2016 eine historische Analyse zur Entwicklung der Arbeitskammer vorlegen. Und wenn schon die »Einheitsgewerkschaft« erforscht wird, muß die Kammer demnächst auch eine – längst überfällige – Historiographie zu den Christlichen Gewerkschaften auf den Weg bringen. Da empfiehlt es sich übrigens, die Geschichte »in einem Stück« zu schreiben von den Anfängen um die vorletzte Jahrhundertwende bis zum Bankrott 1962/66, weil wohl nur so die Frage systematische beantwortet werden kann, wie sehr christliche Gewerkschafter sich mit dem Nationalsozialismus ab 1935 arrangieren, sich kompromittieren, und deshalb ab 1945 in der EG nicht mehr wählbar sind und wegen alledem die »Einheit« verraten.

Von dieser Spaltung 1945 – 1947 berichtet Hirsch sehr wohl, aber nicht von den Hintergründen. Das hat seine Ursache, davon später.

Der Autor beginnt seine Darstellung mit einem, bezogen auf den Gesamtumfang vielleicht etwas zu langem Kapitel über die verschiedenen Rahmenbedingungen, zu denen weder eine angemessene Erläuterung der »Zusammenbruchsgesellschaft« noch die Be-

schreibung regionaler Konjunktur-Verläufe gehören. Dafür übernimmt er zum Beispiel von Johannes Schäfer (*Das autonome Saarland*) die Idee der »Defekten Demokratie«, ohne zu erkennen, wie sehr Schäfer diesen Ansatz rein verfassungs-formalistisch verkürzt. Folgerichtig bringt Hirsch das Gewerkschaftsgeschehen recht oberflächlich mit Demokratie-Defekten in Zusammenhang, aber er thematisiert nicht die Ersütterung des Glaubens in die saarländische Demokratie schlechthin bei Arbeitnehmern durch die Verschleppung eines fortschrittlichen Betriebsverfassungsgesetzes:

Mitbestimmung als Kern der Wirtschaftsdemokratie findet nicht statt. Ebenso wie Schäfer verkennt Hirsch die erheblichen negativen Auswirkungen des Artikels 12, Satz 2 der saarländischen Verfassung von 1947: »Männer und Frauen haben die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten« auf die gesellschaftliche Stellung der Frauen. Für Gewerkschaften müßte hier die nachhaltige arbeitsrechtliche Schlechterstellung von Frauen als Arbeitnehmer (!) zweiter Klasse eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Nach einer kurzen Erinnerung an die Gründungsphase der EG 1945/46 bildet der Überblick über die Untergliederungen – »Industrieverbände« (IV) – gleichsam das Kernstück des kleinen Buches. So sehr dieses Kapitel prinzipiell zu begrüßen ist, so wenig lassen sich zwei leichte Mängel übersehen. Einerseits erwecken die Fakten-Splitter zu den kleinen Abteilungen den Eindruck kontinuierlicher Verbands-Arbeit, was nicht gesichert ist. Andererseits liest sich die Erklärung der organisatorischen Schwächen und Rückschläge durch die Querelen um die Bergarbeiter recht monokausal. Hier hätte ein Blick auf branchenspezifisch unterschiedliche Wirtschaftslagen, z.B. nach Ende des Korea-Booms 1953, hilfreich sein können.

Über den Verrat einiger »christlicher« Gewerkschaftsfunktionäre seit 1945 schreibt der junge Gewerkschaftshistoriker wie ange-

deutet nur wenige Seiten. Im Gegensatz dazu gerät der Abschnitt über die Zerschlagung des IV Bergbau 1952/53 deutlich länger, was angemessen erscheint angesichts der extrem unübersichtlichen, durch gezielte Desinformation und Propagandalügen entstellten Sachlage. Hier gelingt es Hirsch durch geschicktes Weglassen überflüssiger Details die Grundzüge des Konfliktes nachvollziehbar zu machen. In der gebotenen Kürze geht Hirsch anschließend ein auf wichtige Aspekte der sozialpolitischen Programmatik und Praxis, z.B. Sozialversicherungs-Vorstellungen und Gewerkschafts-Unternehmen sowie auf Probleme der Tarifpolitik unter den schwierigen Rahmenbedingungen französischer Einflußnahmen. Es dürfte gewiß zu einer spannenden Kontroverse führen, ob die von Hirsch positiv eingeschätzten Lohnerhöhungen als tarifpolitische Erfolge gewürdigt werden können oder – was Zeitgenossen beklagen – weit unter dem zwingend erforderlichen Inflationsausgleich zurückbleiben. Den an den Metallarbeiterstreik sich anschließenden Generalstreik vom Februar 1955 unter der Rubrik »Tarifpolitik« einzuordnen ist abhängig von der Wertung, ob der Generalstreik ein politischer – mithin verbotener – Ausstand war. Immerhin verdeutlichen die gewaltsamen Auseinandersetzungen seitens der Polizeitruppen die Erosion des Hoffmann-Regimes, sie stehen für den Anfang des Endes am 23. Oktober 1955.

Ebenfalls kontrovers diskutieren läßt sich, ob das nach vielen Jahren der Verschleppung im Juli 1954 endlich verabschiedete saarländische Betriebsverfassungsgesetz auch nur annähernd die westdeutsche Gesetzgebung erreicht, wie Hirsch behauptet.

Zweifellos wird die von Hirsch angefertigte Studie in Zukunft eine nicht unumstrittene große Bedeutung erlangen; sie wird sich vermutlich stilprägend auf zukünftige Darstellungen zur saarländischen Sozialgeschichte ausprägen. Denn Hirsch präsentiert hier nichts weniger als einen neuen Typus der Gewerkschaftsgeschichtsschreibung, eine veritable Innovation.

Zum besseren Verständnis sind zwei Vorbemerkungen nötig. Vor Jahren schon beobachtete der immer noch klassenbewußte Zweite Bevollmächtigte der IG Metall Völklingen, Guido Lesch, eine fundamentale Veränderung im Selbstverständnis der Ge-

werkschaftskollegen. Demnach wünschen sich insbesondere jüngere, akademisch ausgebildete Metaller von ihrer IG Kra-wall weniger eine Arbeiterorganisation mit gesellschaftsverändernden Anspruch als vielmehr eine Art »ADAC-Pannendienst«: Etwas Arbeitsschutz, Lohnerhöhung, gutes Betriebsklima. Keine Klassenkampf-Folklore. Aus Seminaren der Böckler- (DGB) und der Ebert-Stiftung (SPD-nahe) wird immer wieder berichtet, daß die Stipendiaten, zukünftige Akademiker, die Entideologisierung der Wissenschaften einfordern: Den dogmatischen Ballast der – inzwischen pensionierten Alt-68er – über Bord werfen, die alten, unergiebigsten Grabenkämpfe einstellen.

Diesen sehr ähnlichen Bedürfnissen entspricht eine vor allem im angloamerikanischen Forschungsbereich seit den 1980er Jahre weit verbreitete Neuorientierung, die *lean social history*. Das ist die schlanke, entschlackte Sozialgeschichtsschreibung, deren besonderes Kennzeichen der Verzicht auf ausschweifende Theorie-Bildung zu sein scheint, selbst wenn von *cultural turn*, *linguistic turn* oder anderen Turnereien die Rede ist. Was war denn das ganze Getue und die Diskurs-Analyse bei Historikern anderes als die gute alte, von Droysen vor über 150 Jahren auf den Weg gebrachte Quellen-Kritik?!

Einer herkömmlichen Quellen-Kritik enthält sich Hirsch, zumal da nicht viel zu berichten wäre, denn im wesentlichen greift der Autor zurück auf die alten Gewerkschafts-Publikationen, vor allem »Die Arbeit« der EG, auf einen bislang unbekannt, nicht näher erläuterten, in der Arbeitskammer neuerdings aufbewahrten Bestand »IV Bergbau« und auf einige Papiere des DGB-Archivs in der Bonner Ebert-Stiftung, die bis vor kurzem wegen ausstehender Verzeichnung bzw. zeitweiliger Doppel-Verzeichnung nicht zugänglich waren. Das ist sowohl erfreulich, wenn es sich um bisher unbekannte Quellen handelt, als auch irritierend, weil wichtige Quellenbestände gar nicht benutzt wurden. Gemeint ist damit namentlich der sogenannte Nachlaß Hector, die Kernakten des saarländischen Innenministeriums zwischen 1947 und 1955, im Landesarchiv, in dem sich mehrere tausend Blätter mit Gewerkschafts-Betreffen befinden – von zugegeben sehr unterschiedlicher Qualität. Da Hirsch mit Recht die Zerschla-

gung des IV Bergbau 1952/53 für das zentrale Ereignis in der Geschichte der Einheitsgewerkschaft hält, wirkt es erstaunlich, daß er die Akten des Landtags-Untersuchungsausschusses nicht benutzte. Diese Akten befinden sich sowohl im Landtags-Archiv (möglicherweise jetzt im Landesarchiv) als auch im Nachlaß des Sozialdemokraten Ernst Kunkel, archiviert in der Ebert-Stiftung, dem damaligen UA-Vorsitzenden. Auch hier können Papiere aufgesucht werden, deren zuverlässiger Quellenwert exakt festgestellt werden müßte. Mühsam und zeitaufwendig gerät die Durchsicht von bis zu zehn Jahrgängen der früheren Tages-, insbesondere der seinerzeitigen Parteizeitungen. Aber gerade angesichts der Pressevielfalt im Vorfeld der Abstimmung 1955 wären hier zahlreiche Informationen zu holen gewesen, sei es zu den Einzelgewerkschaften, sei es zu einzelnen Funktionären auch der zweiten Reihe und zum Beispiel deren früheren oder späteren Austritt aus den Industrieverbänden – und die Begründung dafür.

Einstmals als Königsweg der Zeitgeschichtsforschung gepriesen, geriet die *oral history*/Zeitzeugenbefragung seit den stark relativierenden Gedächtnis-Studien der Assmann-Schule stark ins Hintertreffen, wird aber immer noch einmal genutzt als illustrierendes Element in verschiedenen Darstellungen. Hierfür hätten gewiß alte, erfahrene Arbeiterführer wie der unverwüsthliche Albrecht Herold oder Manfred Wagner (u.v.a.m.) gerne zur Verfügung gestanden. Sie wurden nicht befragt, niemand wurde befragt.

Als eigentliches Wesensmerkmal der *lean social history* gilt freilich ihre zurückhaltende oder neutralistische Einstellung gegenüber den alten Kontroversen. Auch hier darf die zu besprechende »Einheitsgewerkschaft« als nahezu vorbildlich bezeichnet werden. So versteht Hirsch das »Prinzip Einheitsgewerkschaft« ausschließlich als antifaschistischen Reflex des »Nie wieder Hitler!« Das ist gewiß richtig, allerdings möglicherweise genügsam. Der Erklärungsversuch soll wohl in gewerkschaftlichen Neumitglieder-Seminaren, so diese überhaupt noch stattfinden, durchaus genügen, indes ignoriert er zahlreiche andere Facetten des Prinzips. Bei Fragen des Arbeitsschutzes, des leidigen Kampfes um die Arbeitszeiten, bei Tarifrunden spielt es keine Rolle, ob ein organisier-

ter Arbeitnehmer an Marx, Sigmar Gabriel, Jesus, den Papst oder den FC Saarbrücken glaubt; für die zentralen Ziele der Gewerkschaftsbewegung sind derlei individuelle Unterschiede nicht wirklich maßgebend, solange die Forderungen durchgesetzt werden können. Darum hat es wenig Sinn, danach zu fragen, was Gewerkschaften aufgeben, wenn sie ihr früheres Richtungsbekennnis hintanstellen zugunsten einer größeren Beweglichkeit – das tut Hirsch auch nicht. Vielmehr sollte man fragen, was es für die Parteien bedeutet, wenn sie die Kontrolle über »ihre« Gewerkschaftsrichtung verlieren. Für die saarländische Sozialdemokratie wurde diese Frage im Jahre 2013 beantwortet. Prodeutsche und autonome Sozialdemokraten waren aufgrund des fehlenden qualifizierten Personals in ihren Reihen nicht in der Lage, neben der zeitintensiven Parlamentsarbeit in Kommunen und Landtag auch noch eine adäquate Gewerkschaftsarbeit zu leisten; sie zogen sich stillschweigend aus den Betrieben zurück. Das muß Hirsch nicht mehr in epischer Breite auswälzen; wenn er aber relativ unüberlegt wiederholt über den angeblich großen Einfluß der Kommunisten in Betriebsräten und schreibt, dann rächt es sich bitter, daß der Verfasser den Nachlaß Hector nicht aufgesucht hat. Dort sind tausend, vielleicht anderthalbtausend Blätter abgelegt mit frappierenden Nachweisen dafür, wie wenig die saarländischen Kommunisten aufgrund fehlender ideologischer Standhaftigkeit und wegen der wiederholten Eingriffe aus Moskau, Ost-Berlin, Düsseldorf oder Frankfurt, der fast monatlichen politischen Säuberungen und der ständigen kleinkarierten Machtkämpfe zur gedeihlichen Gewerkschaftsarbeit fähig waren.

Hirsch streift relativ kurz, weil es dazu nicht viel gab, das Thema Streik. Früher war es an diesem Punkte üblich, zunächst einmal danach zu fragen, was es mit der »Kampfmittel-Parität« auf sich hat. Während den Gewerkschaften auf legalem Wege als Druckmittel lediglich der Streik, eventuell Demonstrationen, zur Verfügung stehen, können Arbeitgeberverbände, ebenfalls legal, flächendeckende Aussperrungen, auch von nicht organisierten Arbeitgebern, Investitions-Streiks, Produktions-Verlagerungen, vorzugsweise ins Ausland, die Anwerbung von billigen ausländischen Arbeitskräften,

Flüchtlingen, anwenden. Oder sie können, bevor überhaupt irgendetwas passiert, dafür sorgen, daß Arbeitnehmer, die mit gewerkschaftlichen Flausen den Rest der Belegschaft versauen könnten, rechtzeitig wieder hinausgeschmissen werden – wie erst kürzlich beim Dänischen Bettenlager Saarbrücken. Hirsch hat augenscheinlich ein sehr feines Gespür dafür, daß vornehmlich bei jüngeren Gewerkschaftskollegen derlei Feinheiten und Differenzierungen nicht mehr gefragt sind, zumal seitdem ein allem Anschein nach extrem profilneurotischer ostdeutscher Lokführer »Streiks« für seine recht merkwürdigen, auf jeden Fall gewerkschaftsfeindlichen Interessen instrumentalisiert und auf diesem Weg das Kampfmittel selbst preisgibt und demontiert. Infolgedessen begnügt sich der Verfasser mit einer kurzen, quasi »entpolitisierten« Darstellung. Den Ruf einer vermeintlich »unpolitischen« Geschichtsschreibung verdient sich das Buch schließlich um so mehr, als es den alten Zankapfel »Gewerkschaften – Ordnungsfaktor oder Gegenmacht« souverän ignoriert. Wen interessiert denn heute noch der alte Palaver aus den 70er Jahren,

nach den sogenannten »Wilden Streiks«, ob Gewerkschaften als Ordnungsfaktor angeblich »kämpferische« Belegschaften disziplinieren, Arbeitskämpfe entschärfen und damit den Arbeitgebern in die Hände spielen – oder ob sie Gegenmacht mit tendenziell gesellschaftsverändernder, »den Kapitalismus überwindender« Perspektive dauerhaft mobilisieren, um damit wenigstens als »Sozialpartner« respektiert zu werden!?

Frank Hirsch hat ein Buch geschrieben, über das sich trefflich wird streiten lassen. Aber die sich anbahnende Debatte wird sich wahrscheinlich weniger an wissenschaftlichen oder politischen Meinungsverschiedenheiten abarbeiten als an einem Generationenkonflikt zwischen »Modernisierern« und »Traditionalisten«, zwischen »früh vergreisten Wissenschaftseunuchen« und »scheintoten, ewig gestrigen APO-Opas«. Hirsch ist ein »Modernisierer«.

Wilfried Busemann

Von handgemachten Teddybären, Sherlock Holmes und anderen Besonderheiten

Neuer Shopping-Guide mit Geheimtipps in der Region Saar-Lor-Lux

Kristina Scherer (Text)/Frank Siegwarth (Fotos), 111 Geschäfte in der Region Saar-Lor-Lux, die man erlebt haben muss, Emons Verlag, Köln 2015, 240 S.

Wenn's was Besonderes sein soll, fährt man zum Einkaufen in eine der großen Metropolen Deutschlands. Zumal als Saarländer, wo es doch in diesem kleinen Bundesland kaum attraktive Einkaufsmöglichkeiten gibt. Wirklich? Kristina Scherer, selbst Saarländerin, kennt dieses Vorurteil zu Genüge: »Wer kennt nicht die Großstädter, die von der ZVS einen Studienplatz im Saarland zugewiesen bekommen und sich zunächst ‚zwangsversetzt‘ fühlen, Saarbrücken dann aber als wunderschöne Stadt erleben und nach dem Abschluss oftmals gar in der neuen Heimat bleiben. Das Saarland hat sehr viel mehr zu bieten als Industrie, Wald und die Saarschleife!«

Sie sagt das nicht nur, sondern stellt es mit einem speziellen Einkaufsführer unter Beweis. Nicht weniger als 111 Tipps hat sie zusammen mit Fotograf Frank Siegwarth zusammengetragen. Es hätten sicher noch mehr werden können, aber aus pragmatischer Sicht – um einen lesbaren Rahmen nicht zu sprengen und zur Einordnung in die 111er-Reihe im Emons Verlag – musste eine Auswahl getroffen werden. Die begründet Kristina Scherer ganz klar: »Anliegen des Buches ist es vor allem, zu zeigen, dass unsere Großregion in puncto Facettenreichtum, Kultur und vor allem Kulinarik den Metropolen in nichts nachsteht – für jedes Geschlecht, jedes Alter, jeden Geschmack und Geldbeutel. So trifft etwa ein immerwährender Flohmarkt auf eine stylische Urban Art-Galerie, besondere Kinderläden sind dabei, ein Seniorengeschäft, Antiquitäten-Wunderwelten, neue Konzepte, bodenständige Hofläden auf dem Land, Feinkost-Tempel in der Stadt. Neben ein paar besonderen Geschäften, die etwas bekannter sind, stellen wir vor allem Geheimtipps vor. Es sind weniger typische Geschäftsleute vertreten, weit mehr Beru-

fene, Individualisten, Querdenker, Künstler.« Dem kann man nach der Lektüre nur zustimmen, entdeckt man doch unter anderem einen Laden, in dem es handgefertigte Teddybären als Unikate gibt (also weit eher Sammlerstücke für Erwachsene denn Stofftiere für Kinder – die Inhaberin hat sogar einen Weltmeistertitel erworben), einen Pub auf den Spuren von Sherlock Holmes und ein Kaufhaus, dessen Inhaber sein Konzept geradezu schrullig angelegt hat: Aufgenommen werden nur schöne Dinge, die mir persönlich gefallen – und die nicht unbedingt nützlich sein müssen. Eine Philosophie, bei der sich Marketingstrategen die Haare raufen, die aber allen Regeln zum Trotz in der Praxis funktioniert.

Auffallend ist, dass viele der 111 Tipps eher »versteckt« zu finden sind, man entdeckt sie also nicht en passant, wenn man ohnehin in den Haupt- und den Einkaufsstraßen der Region unterwegs ist. Wie sind Kristina Scherer und Frank Siegwarth das organisatorisch angegangen? »Wir haben die Umgebung sowohl mit dem Auto als auch zu Fuß intensiv erkundet und sind so auf viele originelle Läden gestoßen, die wir selbst zuvor noch gar nicht kannten. Auch Tipps von Dritten wurden gern aufgegriffen. Und nicht zuletzt sind auch langjährige Lieblingsläden von uns beiden vertreten.«

Herausgekommen ist ein sehr ungewöhnlicher Einkaufsführer, der dazu einlädt, die Region Saar-Lor-Lux tatsächlich einmal unter dem Aspekt besonderer Einkaufs- und auch kulinarischer Erlebnisse zu bereisen. Gerade als Einheimische(r)! Fotos und Texte passen hervorragend zusammen.

Roland Bernd

Autorinnen und Autoren

Konstantin Ames, geb. 1979 in Völklingen. Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft in Greifswald und Leipzig, M.A., lebt als Schriftsteller und Kritiker in Berlin.

Arnfrid Astel, geb. 1933 in München und in Weimar und Windsbach aufgewachsen. Studierte Biologie und Literaturwissenschaft in Freiburg und Heidelberg. Er hat bisher 13 Gedichtbände und einen Band mit freinen Reden veröffentlicht. Leiter der Literaturabteilung des SR von 1969 bis 1998. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Letzte Veröffentlichung: *Götter im Schlosspark. Blankverse aus Wiepersdorf*. Mit Fotos von Klaus Behringer. Topicana Band 28. Saarbrücken, 2013. Homepage: www.zikaden.de.

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann, zahlreicher Filme für ARD, UDF und arte.

Roland Bernd, geb. 1966, Studium der Germanistik und Anglistik in Saarbrücken und Bristol; Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, Buchhändlerausbildung; seit 2001 Mitarbeiter in Presse & Pr der Kfz-Überwachungsorganisation KÜS; 1992 - 2011 Rezensent bei der *Bücherlese* (SR2 KulturRadio).

Julian Bernstein, geb. 1981 in Saarbrücken, Studium der Geschichte, der Interkulturellen Kommunikation und der franz. Literatur, M.A., als freier Journalist u. a. tätig für SR2, *Saarbrücker Hefte*, *Jungle World*, RTBF, *Jüdische Allgemeine*, *Woxx*.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Harald Glaser, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik, Staatsexamen, M.A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte und zur Alten Schmelz St. Ingbert, Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Industriegeschichte, z. Zt. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, studierte Theaterwissenschaften, arbeitete als Dramaturg und Regisseur. Er schreibt Texte über und für das Theater, vor allem Dramen und Libretti. Für die autobiographisch motivierte Romantrilogie *Ein Stück Malheur* (2000), *Der Junior* (2005) und *Plötzlich ging alles ganz schnell* (2007) erhielt er den Ben-Witter-Preis. Letzte Veröffentlichung: *Traumwohnungen & Götter. Gedichte & Anrufungen*, PoCul-Verlag, Saarbrücken 2014.

Michael Groß, geb. 1986 in St. Wendel; Studium der Politik- und Erziehungswissenschaft in Marburg und Trier; Master of Arts; seit 2015 Mitarbeiter im Adolf-Bender-Zentrum e.V.; Arbeitsschwerpunkte: Beratung und Projektarbeit gegen Rechtsextremismus und Rassismus.

Lutz Hahn, geb. 1941 in Zweibrücken, aufgewachsen in Dahn/Pfalz, Studium Germanistik und Geschichte in Saarbrücken; 1969 bis 2005 Programmgestalter (Redakteur) beim SR im Bereich Unterhaltung-Wort Hörfunk.

Mohsen Ramazani-Moghaddam, Doktor der Physik, geb. 1950 im Iran, kam 1973 zum Studium nach Deutschland. Von 1978 – 1998 war er Teil des Gesellschaftsexperiments *Gasthaus Bingert*. Über diese Zeit hat er 2014 das Buch *Ein Hauch Vergangenheit* verfasst.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Von ihm erschien zuletzt der Essay *Vergebliche Kunst* (Berlin 2016).

Ekkehart Schmidt, geb. 1964 in Kassel, Dipl.-Volkswirt, lebt seit 1994 im Saarland, dort bis 2008 wiss. Angestellter des isoplan-Instituts bzw. isoplanCONSULT, spezialisiert auf Migrationsfragen, u.a. Co-Autor der ersten Flüchtlingsberichte Thüringens 2001 und des Saarlandes 2002 und 2004, seit 2008 bei *etika* in Luxemburg in der Sozialfinanz tätig.

Ralph Schock, geb. 1952 in Ottweiler (Saarland). Germanistik- und Philosophie-Studium. 1973 – 1974 Ersatzdienst. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes (1977 – 1984). 1984 Dissertation über Gustav Regler: *Literatur und Politik* (1933 – 1940). Seit 1987 Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Zahlreiche Gesprächssendungen mit Autoren.

Stefanie Zofia Schulz, geb. 1987 in Nagold, studierte Fotografie an der Ostkreuzschule in Berlin und machte 2013 ihren Abschluß bei Thomas Sandberg. Mit ihrer Abschlußarbeit *DULDUNG* gewann sie den 1. Preis vom Studierendenwettbewerb vom Bundesinnenministerium. Sie ist Stipendiatin der VG-Bildkunst und lebt als freischaffende Fotografin in Berlin und im Saarland. Ihre dokumentarischen sowie auch künstlerischen Arbeiten befassen sich größtenteils mit gesellschaftlichen und sozialen Themen, bei denen stets ist der Mensch im Fokus steht. Ihre Fotoarbeit *DULDUNG* wird momentan im Foyer des saarländ. Staatstheaters ausgestellt. Homepage: www.schulzstefanie.de.

Nicholas John Williams, Historiker, Promotionsstudent an der UdS und der Université Paris-Sorbonne, zuvor Studium in Heidelberg und Aberystwyth.

